

## DICHTER · TÄTER · WEISE.

### HOMER.

Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit teil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern asiatischen Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte. — —

Homer blühte mit einem jungen Volk auf, und in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer. Die erste Kriegsunternehmung des gesamten Griechenlandes hatte er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch größere Unternehmungen ausfocht, so konnten Äschylus, Sophokles und fernere mit Homers Gastmahle nach neuerem Geschmack zubereitet ihre Mitbürger bewirten. Die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Gesängen; sie trug reiche Blüten und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes, denn über ihnen schien ein heiterer Himmel, um sie weheten jonische, griechische, italienische Lüfte. — — —

Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunklen Meeres so wie ein Pharos da, um eine große Strecke wenigstens hinansehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlands trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf wie die Schärfe des Schwerts ist, wo Natur und Kunst sich in der Poesie vereinte, oder vielmehr wo die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinde, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rau und prächtig, die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke, die Götter niedrig und erhaben, die Helden pöbelhaft und groß, Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen, die Sprache voll Dürftigkeit und Überfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sank, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie übertreffen sollte. (Joh. Gottfr. Herder, Homer und Ossian, 1795.)

## HOMER.

Wie selten wird das Naive, jenes völlige Verschlungensein in der Schönheit des Scheines, erreicht! Wie unaussprechbar erhaben ist deshalb Homer, der sich als Einzelner zur apollinischen Volkskultur verhält wie der einzelne Traumkünstler zur Traumbefähigung des Volks und der Natur überhaupt. Die homerische „Naivität“ ist nur als der vollkommene Sieg der apollinischen Illusion zu begreifen: es ist dies eine solche Illusion, wie sie die Natur zur Erreichung ihrer Absichten so häufig verwendet. Das wahre Ziel wird durch ein Wahnbild verdeckt: nach diesem strecken wir die Hände aus, und jenes erreicht die Natur durch unsre Täuschung. In den Griechen wollte der „Wille“ sich selbst in der Verklärung des Genius und der Kunstwelt anschauen; um sich zu verherrlichen, mußten seine Geschöpfe sich selbst als verherrlichenswert empfinden, sie mußten sich in einer höheren Sphäre wiedersehen, ohne daß diese vollendete Welt der Anschauung als Imperativ oder als Vorwurf wirkte. Dies ist die Sphäre der Schönheit, in der sie ihre Spiegelbilder, die Olympischen, sahen. Mit dieser Schönheitspiegelung kämpfte der hellenische „Wille“ gegen das dem Künstlerischen korrelative Talent zum Leiden und zur Weisheit des Leidens: und als Denkmal seines Sieges steht Homer vor uns, der naive Künstler. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

## PINDAR.

Aus Sagen ging die ganze Geschichte Griechenlands in Stämmen, Familien, Städten und Staaten, Erfindungen und Einrichtungen, mithin alles Lob- und Ruhmwerte, dem der Dichter vergleichen, von dem er ableiten konnte, hervor. Nehmt ihm Götter und Helden der Vorzeit, so nehmt ihr ihm den sternenreichen Äther, und gebt ihm dagegen eine unendliche Tiefe, ein unersehbares Nichts. Olympische, nemeische, pythische, isthmische Spiele, Sieger aus mythischen Gegenden und Geschlechtern aus jener sagenreichen Zeit sich ohne glorreiche Sagen besungen und verehrt denken, hieße sie ohne griechische Zunge singen und preisen. — —

Priester der Adrastea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Gesänge! wie ermuntern und erheben sie den Jüngling! Entrissen fühlt er sich in dir seiner namenlosen trägen Zeit, seinem götter- und heldenleeren Stamm entrissen, unter Jünglinge versetzt, die ein Vaterland, die Gefühle der Ehre hatten, die auf der Bahn seines großen, ja göttlichen Ruhms nach dem Muster großer Vorbilder oder Vorfahren Körper und Geist tonmäßig zusammenübten. In dir siehet er ihre schönen Glieder, hört ihre hohen Gesinnungen von dir, edler Herold, die du ihm bald als einen güldenen Becher voll stärkenden Weins, bald als eine heilsame obgleich bittere Arznei darreichest. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geschichten zwischen Bildsäulen und Bildern wie in einem Königspalast wohnt. Und am Ende der Laufbahn stehen immer Herkulessäulen mit der Aufschrift: „Bis hierher! strebe nicht weiter!“ Ungemein fern sind die

von Pindars wahrem Geiste und seiner tieferen Einsicht, die ihn, nachahmend oder erklärend, für einen unbesonnenen Stürmer, für einen trunkenen tollen Schwärmer halten. Sein Gang ist so fest und kühn, der Plan seiner Oden ist Gebäuden gleich so tief und groß angelegt, seine Bilder sind so erlesen, die Pfeile seines Gesanges treffen so kühn, daß, wie schon Horaz aus eigener Erfahrung meldet, diesem Dädalus nachzufliegen ein Wagstück sein möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft, und in ihr sein eigener, nicht stürmischer, aber starker und erhabener Geist. — —

Pindar, als ein Held des Gesanges, weckt und führt zum Ruhm, er singet Griechen, die von Göttern und Helden entsproßt waren, er bildet und schafft Helden. Bildner, Eido- und Eidolopöie möchte man seine lyrische Gattung nennen, wie er dann auch seine Gesänge selbst mit lebendigen redenden Bildsäulen vergleicht. — —

In einem höheren Sinne leuchtet Pindar allen lyrischen Dichtern vor, als Bote der Götter, Bildner der Jugend, Ausleger der Geschichte und Sagen. Ohne Dichtkunst liegen diese wie tote Steine Deukalions und der Pyrrha da; der lyrische Dichter erhebt sie, wirft sie, und siehe, sie leben. Ein Odenmacher, der, in den engen Kreis der Gegenwart eingeschlossen, bloß lobt, tadelt oder zum Genuß reizt, bleibt ein Dichter des Moments, wird von der fortrückenden Zeit bald vergessen, oder besteht vor ihr mit Schande. Der lyrische Dichter, der rückwärts und vor sich hinausblickt, der die Vergangenheit und Zukunft in seinem Herzen trägt, gesandt vom Himmel, erhebt er das menschliche Gemüt und wird ein Ausleger, ja ein Schöpfer der Zeiten. (Joh. Gottfr. Herder, Pindar, ein Bote der Götter, 1803.)

### SOPHOKLES.

Im Gemüte des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionysos, die tiefe Erfindsamkeit der Athene und die leise Besonnenheit des Apollo gleichmäßig verschmolzen. Mit Zaubermacht entrückt seine Dichtung die Geister ihren Sitzen und versetzt sie in eine höhere Welt; mit süßer Gewalt lockt er die Herzen und reißt sie unwiderstehlich fort. Aber ein großer Meister in der seltenen Kunst des Schicklichen weiß er auch durch den glücklichsten Gebrauch der größten tragischen Kraft die höchste Schonung zu erreichen. Gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen ist er dennoch nie bitter oder gräßlich. — In stetem Schrecken würden wir bis zur Bewußtlosigkeit erstarren, in steter Rührung zerschmelzen. Sophokles hingegen weiß Schrecken und Rührung im vollkommensten Gleichgewicht wohltätig zu mischen, an treffenden Stellen durch entzückende Freude und frische Anmut köstlich zu würzen, und dieses schöne Leben in gleichmäßiger Spannung über das Ganze zu verbreiten. — —

Der attische Zauber seiner Sprache vereinigt die rege Fülle des Homerus und die sanfte Pracht des Pindarus mit durchgearbeiteter Bestimmtheit. Die kühnen und großen aber harten, eckigten und schneidenden Umrisse des Äschylus sind in der Diktion des Sophokles bis zu einer scharfen Richtigkeit, bis zu einer weichen Vollendung verfeinert, gemildert und ausgebildet. —

Nur da, wo Erfindsamkeit, Geselligkeit, Beredsamkeit und Schonung gleichsam eingeboren waren, wo die vollständige Bildung die einseitigen Vorzüge der dorischen und jonischen Bildung umfaßte, wo bei der unbeschränktesten Freiheit und Gesetzesgleichheit alles Innere in kecker Gestalt ans Licht treten durfte und durch den lebhaftesten Kampf die vielseitigste Friktion von außen gewetzt, gereinigt, gerundet und geordnet wurde: nur in Athen war die Vollendung der griechischen Sprache möglich.

Der Rhythmus des Sophokles vereinigt den starken Fluß, die gedrängte Kraft und die männliche Würde des dorischen Stils mit der reichen Fülle, der raschen Weichheit und der zarten Leichtigkeit jonischer oder äolischer Rhythmen. — —

Alle diese skizzierten Vollkommenheiten der Sophokleischen Dichtung sind nicht getrennte und für sich bestehende Eigenschaften, sondern nur verschiedene Ansichten und Teile eines streng verknüpften und innigst verschmolzenen Ganzen. Solange das Gleichgewicht der Kraft und Gesetzmäßigkeit in der Bildung noch nicht verloren, solange das Ganze der Schönheit noch nicht zerrissen ist, kann das Einzelne gar nicht auf Unkosten des Ganzen vollkommener sein. Alle einzelnen Trefflichkeiten leihen sich gegenseitig in durchgängiger Wechselwirkung einen höheren Wert. Aus der Vereinigung aller dieser Eigenschaften, in denen ich nur die allgemeinsten Umrisse, gleichsam die äußersten Grenzen seines unerschöpflich reichen Wesens entworfen habe, entspringt die selbstgenugsame Vollendung, die eigne Süßigkeit, welche den Griechen selbst vorzüglich charakteristische Züge dieses Dichters zu sein schienen. — —

Diese Bildungen scheinen nicht gemacht oder geworden, sondern ewig vorhanden gewesen oder von selbst entstanden zu sein, wie die Göttin der Liebe leicht und plötzlich vollendet aus dem Meere emporstieg. (Friedr. Schlegel, Die Griechen und die Römer, 1797.)

## EURIPIDES.

Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall geraten, als die bildende Kunst durch irgendeinen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im früheren Werden. — —

Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates

seinen Freund nannte, den Aristoteles so hoch stellte, den Menander bewunderte, und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien. (Eckermann, Gespräche mit Goethe, Mai 1825 und März 1827.)

### DER HELDISCHE PARTNER.

Die heroische Freundschaft ist die schönste Vermählung rauher Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters (heroisches Zeitalter der Griechen) und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen die Helden uns paarweise entgegenstrahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Iolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, versteht sich von selbst; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemälde hinterlassen — die Freundschaft des Achilles und Patroklos. (Friedr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern, 1794.)

### ACHILL BEI HOMER.

Achilles, obgleich im Zorn furchtbarer wie ein kämpfender Löwe, kennt dennoch die Tränen des zärtlichen Schmerzens am treuen Busen einer liebenden Mutter; er zerstreut seine Einsamkeit durch die milde Lust süßer Gesänge. Mit einem rührenden Seufzer blickt er auf seinen eigenen Fehler zurück, auf das ungeheure Unheil, welches die starrsinnige Anmaßung eines stolzen Königs und der rasche Zorn eines jungen Helden veranlaßt haben. Mit hinreißender Wehmut weiht er die Locke an dem Grabe des geliebten Freundes. Im Arm eines ehrwürdigen Alten, des durch ihn unglücklichen Vaters seines verhaßten Feindes, kann er in Tränen der Rührung zerfließen. Der allgemeine Umriß eines Charakters wie Achilles hätte vielleicht auch in der Phantasie eines Nord- oder Süd-Homerus entstehen können: diese feineren Züge der Ausbildung waren nur dem Griechen möglich. Nur der Grieche konnte diese brennbare Reizbarkeit, diese furchtbare Schnellkraft wie eines jungen Löwen mit soviel Geist, Sitte, Gemüt vereinigen und verschmelzen. (Friedr. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie, 1798.)

### ACHILL.

Am meisten aber lieb' ich und bewundere den Dichter aller Dichter um seines Achilles willen. Es ist einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiste er diesen Charakter durchschaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulysses und Nestor mit ihrer Weisheit und Torheit, nimm den Lärmer Diomed, den blind tobenden Ajax und halte sie gegen den genialischen, allgewaltigen, melancholisch-zärtlichen Göttersohn, den Achill,

gegen dieses enfant gâté der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geist und Anmut in die Mitte gestellt hat zwischen Altklugheit und Rohheit, und du wirst ein Wunder der Kunst in Achilles' Charakter finden. Im schönsten Kontraste steht der Jüngling mit Hektor, dem edlen treuen frommen Manne, der so ganz aus Pflicht und feinem Gewissen Held ist, da der andere alles aus reicher schöner Natur ist. Sie sind sich ebenso entgegengesetzt, als sie verwandt sind, und eben dadurch wird es um so tragischer, wenn Achill am Ende als Todfeind des Hektor auftritt. Der freundliche Patroklos gesellt sich lieblich zu Achill und schickt sich so recht zu dem Trotzigen.

Man sieht auch wohl, wie hoch Homer den Helden seines Herzens achtete. Man hat sich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill besingen wolle, ihn fast gar nicht erscheinen lasse. Er wollte den Götterjüngling nicht profanieren in dem Getümmel vor Troja. Der Idealische durfte nicht alltäglich erscheinen. Und er konnte ihn wirklich nicht herrlicher und zärtlicher besingen, als dadurch, daß er ihn zurücktreten läßt (weil sich der Jüngling in seiner genialischen Natur vom rangstolzen Agamemnon als ein Unendlicher unendlich beleidigt fühlt), sodaß jeder Verlust der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermißt, an seine Überlegenheit über die ganze prächtige Menge der Herren und Diener mahnt, und die seltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erscheinen läßt, durch seine Abwesenheit nur desto mehr ins Licht gesetzt werden. Diese sind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet, und der Jüngling tritt wechselweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar so lange hintereinander auf, bis am Ende, nachdem sein Leiden und sein Grimm aufs höchste gestiegen sind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Göttersohn kurz vor seinem Tode, den er vorausweiß, sich mit allem, sogar mit dem alten Vater Priamus aussöhnt. (Friedr. Hölderlin, Aphorismen, 1798.)

#### ACHILL UND ALEXANDER.

Die höchste Gestalt der griechischen Phantasie ist Achilles. Wie der Trojanische Krieg der Anfang der Wirklichkeit des griechischen Lebens ist, so ist Homer das Grundbuch für den Anfang geistiger Vorstellung; es ist die Muttermilch, aus der sich das griechische Volk großgesogen hat. Homer ist das Element, in dem die griechische Welt lebt wie der Mensch in der Luft. Der homerische Jüngling, der im patriarchalischen Zustande nur als Gebilde des Dichters erscheinen kann und ein Sohn des Dichters, der Vorstellung, ist, kann, ohne phantastisch zu werden, nicht Führer sein; er ist noch dem König der Könige Agamemnon untertan. Den Beschluß aber des griechischen Lebens macht Alexander, der zweite Jüngling, die schönste, freieste Individualität, die jemals existiert hat. Er steht an der Spitze des vollkommen reif gewordenen Jugendalters und ist der Gipfel des eigentlichen Griechentums. So wie Achill der Sohn des Dichters, so ist Alexander der würdige Sohn Griechenlands. Zwischen beide fallen die Demokratien, die griechischen Staaten in ihrer schönsten Jugendfülle.

Das griechische Leben ist eine wahre Jünglingstat. Achill, der poetische Jüngling, hat es eröffnet, und Alexander der Große, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt. Beide erscheinen im Kampfe gegen Asien, Achill als Hauptfigur im Nationalunternehmen gegen Troja, wo die Griechen zuerst als Gesamtheit auftreten, Alexander, der sich als sein Nachbild an die Spitze der Griechen stellt und die Rache vollführt, die Asien zugeschworen war. (G. Wilh. Friedr. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, etwa 1825, A. 1910.)

### CHIRON UND ACHILL.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Großohren begaben, so ziehen wir sie zum Tiere herunter, und nur auf der niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Zentaurenbildung ist es ein ganz anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Tieres, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag, ebenso erscheint der Zentaur beneidenswert, dessen unmögliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu sein scheint. Denken wir uns dieses Geschlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forstgeschöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen sich stählend, ihre Halbfohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir sie erfahren in der Sternkunde, die ihnen sichere Wegesrichtung verleiht, ferner einsichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben sind, so läßt sich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich sinnende, Erfahrung verbindende Männer sich hervortun, denen man wohl die Erziehung eines Fürsten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den tierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Teil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wundersame Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts, halbversteckt, ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill sein? Einem Chiron als dem tüchtigsten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben diesem Bilde deshalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edel-ernst, ein Halbtier liegend,  
Im Beschauen, im Besinnen,  
Hin und her im Geiste wiegend,  
Denkt er Großes zu gewinnen.

Ach! er möchte gern entfliehen  
Solchem Auftrag, solcher Würde;  
Einen Helden zu erziehen  
Wird Zentauren selbst zur Bürde.

(Joh. Wölg. Goethe, Wilh. Tischbeins Idyllen, 1821.)

#### HERAKLES.

Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules, zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und bedeutendsten Teile der Natur beraubt ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von den Zweigen und Ästen entblößt worden, nur der Stamm allein übriggeblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzt das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdann wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeigt uns denselben in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den nächsten Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erlegt wurden, und zugleich stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Teile des Körpers offenbart sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen Tat, und man sieht, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Palastes, hier den Gebrauch, zu welcher Tat ein jedes Teil gedient hat.

Ich kann das wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wächst die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen sein, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine



Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers; keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöht gezeigt haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist? Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderbar abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollte, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer nebligen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: ebenso sanft und aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stillestehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mitteilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hierher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblick durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernteren Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansah, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzt.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichtum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die luftigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Täler verlieren, die sich hier schmälern und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich die schwellenden Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte als dem Gefühle offenbar werden.

Scheint es unbegreiflich außer dem Haupt in einem anderen Teile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernt hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deuchte, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtung gekrümmt scheint,

ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunlichen Taten beschäftigt ist, und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen und wirkt gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Kithäron erwürgt, und mein Auge sucht sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind und den Hirsch mit Füßen von Erz verfolgt und erreicht haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Taten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in seinem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet; der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinen Gedanken von Gewalttätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist, der Mann, welcher aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe schafft.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Teile eingenommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Öta von den Schlacken der Menschheit gereinigt worden, die sich von dem Ursprunge der Ähnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Teilen ist sein Leib ernährt: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllt zu seyn.

O, möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbart hat, um nur allein von dem Überreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfang die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennengelernt, so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weint zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte: dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist,

in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüte geführt! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, ruft uns von diesen traurigen Überlegungen zurück und zeigt uns, wieviel noch aus dem Übriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse. (Joh. Joach. Winckelmann, Beschreibung des Torso im Belvedere, 1759.)

### ALEXANDER IN TROJA UND BEI JUPITER AMMON.

Mit dem Fußvolk ging der König nach Elaius, den troischen Gestaden gegenüber, auf dem Grabhügel des Protesilaos, des ersten Helden, der im Kriege gegen Troja gefallen war, zu opfern, damit ihm glücklicher als jenem der Zug gen Osten würde. Dann wurde das Heer eingeschifft; 160 Trieren und viele Lastschiffe kreuzten an diesen Tagen zwischen den schönen, im Frühlingsschmuck prangenden Gestaden des Hellespont, den einst Xerxes gejocht und gegeißelt hatte; Alexander, selbst am Steuer seines königlichen Schiffes, lenkte vom Grabe des Protesilaos aus nach der Bucht hinüber, die seit den Zeiten Achills und Agamemnons der Hafen der Achaier hieß, und an der die Grabhügel des Aias, des Achilleus und Patroklos emporragten. Auf der Höhe des Hellespontes opferte er dem Poseidon, spendete den Nereiden aus goldener Schale. Dann nahte man dem Gestade; Alexanders Triere war die erste am Ufer; vom vorderen Bug schleuderte der König seine Lanze in das Land der Feinde, sprang dann, der erste von allen, in voller Rüstung an den Strand. Altäre, gebot er, sollten fortan diese Stelle bezeichnen. Dann zog er mit seinen Strategen und dem Geleit der Hypaspisten nach den Ruinen Iliions, opferte im Tempel der ilischen Athena, weihte ihr seine Waffen, nahm statt deren von den Waffen des Tempels, namentlich den heiligen Schild, der für den des Achill gegolten haben mag. Auch am Altare des herdschirmenden Zeus opferte er dem Schatten des Priamos, um dessen Zorn gegen Achills Geschlecht zu versöhnen, da Achilleus' Sohn den greisen König am heiligen Herde erschlagen hatte. Vor allem ehrte er das Andenken seines großen Ahnen Achill, er kränzte und salbte des Helden Grab, das Grab des Patroklos sein Freund Hephaestion; dann folgten Wettkämpfe aller Art. Viele, Eingeborene und Hellenen, kamen, dem Könige goldene Kränze darzubringen, unter ihnen der Athener Chares, der Herr von Sigeion, derselbe, dessen Auslieferung er im vorigen Jahre gefordert hatte. Zum Schluß der Festlichkeiten befahl der König den Wiederaufbau Iliions, gab den Bürgern der neuen Stadt Autonomie und Steuerfreiheit und versprach ihrer noch weiter zu gedenken.

---

In der weiten Einöde Libyens, an deren Eingang das verwitterte Felsenbild der hütenden Sphinx und die halbversandeten Pyramiden der Pharaonen stehen, in dieser einsamen, totenstillen Wüste, die sich vom Saume des Niltales abendwärts in unabsehbarer Ferne erstreckt, und mit deren Flugsand ein glühender Mittagwind die mühsame Spur des Kamels verweht, liegt wie

im Meere ein grünes Eiland, von hohen Palmen überschattet, von Quellen und Bächen und dem Tau des Himmels getränkt, die letzte Stätte des Lebens für die rings ersterbende Natur, der letzte Ruheplatz für den Wanderer in der Wüste; unter den Palmen der Oase steht der Tempel des geheimnisvollen Gottes, der einst auf heiligem Kahne vom Lande der Äthiopen zum hunderttorigen Theben gekommen, der von Theben durch die Wüste gezogen war, auf der Oase zu ruhen und dem suchenden Sohne sich kundzutun in geheimnisvoller Gestalt. Ein frommes, priesterliches Geschlecht wohnte um den Tempel des Gottes, fern von der Welt, in heiliger Einsamkeit, in der Ammon Zeus, der Gott des Lebens, nahe war; sie lebten für seinen Dienst und für die Verkündigung seiner Orakel, die zu hören die Völker nah und fern heilige Boten<sup>f</sup> und Geschenke sandten. Zu dem Tempel in der Wüste beschloß der makedonische König zu ziehen, um große Dinge den großen Gott zu fragen. Was aber wollte er fragen? Seine Makedonen erzählten sich wunderbare Geschichten aus früherer Zeit; damals von wenigen geglaubt, von vielen verlacht, von allen gekannt, waren sie durch diesen Zug von neuem angeregt worden; man erinnerte sich der nächtlichen Orgien, die Olympias in den Bergen der Heimat feierte, man wußte von ihren Zauberkünsten, um deren willen sie König Philipp verstoßen; er habe sie einst in ihrem Schlafgemach belauscht und einen Drachen in ihrem Schoß gesehen; vertraute Männer, die er nach Delphi geschickt, hätten ihm des Gottes Antwort gebracht: er möge den Ammon Zeus opfern und ihn vor allen Göttern ehren. Man meinte, auch Herakles sei einer sterblichen Mutter Sohn gewesen; man wollte wissen, daß Olympias ihrem Sohne auf dem Wege zum Hellespont das Geheimnis seiner Geburt vertraut habe. Andere hielten dafür, der König wolle für seinen weiteren Zug Gottes Rat erfragen, wie ja auch Herakles getan, als er nach dem Riesen Antäos ausgezogen, und Perseus, ehe er die Fahrt zu den Gorgonen unternommen; beide seien des Königs Ahnherren, deren Beispiel er gern nachahme. Was er wirklich wollte, erfuhr niemand; nur wenige Truppen sollten ihm folgen.

Von Alexandria brach der Zug auf und wandte sich zunächst längs der Meeresküste gen Paraitonion, der ersten Ortschaft der Kyrenaier, die Gesandte und Geschenke — 300 Kriegssrosse und 5 Viergespanne — sandten und um ein Bündnis mit dem Könige baten, das ihnen gewährt wurde. Von hier führte der Weg südwärts durch wüste Sandstrecken, über deren eintönigen Horizont kein Baum, kein Hügel hervorragt; den Tag hindurch heiße Luft voll feinen Staubes; der Sand oft so lose, daß jeder Schritt unsicher war; nirgends ein Grasplatz zum Ruhen, nirgends ein Brunnen oder Quell, der den brennenden Durst hätte stillen können; — Regenwolken, die bald, ein Geschenk der Jahreszeit, wiederholentlich Erquickung gaben, galten für eine Wundergabe des Gottes in der Wüste. So zog man weiter; keine Spur bezeichnete den Weg, und die niedrigen Dünen in diesem Sandmeer, die mit jedem Winde Ort und Form wechseln, vermehrten nur die Verwirrung der Führer, die schon die Richtung zur Oase nicht mehr zu finden wußten; da zeigten sich an der Spitze des Zuges ein paar Raben, sie erschienen wie Boten des Gottes, und Alexander befahl, im Vertrauen auf den Gott, ihnen zu folgen. Mit lautem Krähen flogen

sie davon, sie rasteten mit dem Zuge, sie flatterten weiter, wenn das Heer weiterzog. Endlich zeigten sich die Wipfel der Palmen, und die schöne Oase des Ammon empfing den Zug des Königs.

Alexander war überrascht von der Heiterkeit dieses heiligen Bezirkes, der, reich an Oliven und Datteln, an kristallinischem Salz und heilsamen Quellen, von der Natur zu dem frommen Dienste des Gottes und dem stillen Leben seiner Priester bestimmt schien. Als der König darauf, so wird erzählt, das Orakel zu hören verlangte, begrüßte der Älteste unter den Priestern ihn in dem Vorhofe des Tempels, gebot dann seinen Begleitern allen, draußen zu verweilen, und führte ihn in die Zelle des Gottes; nach einer kleinen Weile kam Alexander heiteren Angesichts zurück und versicherte, die Antwort sei ganz nach seinem Wunsche ausgefallen. Dasselbe soll er in einem Briefe an seine Mutter wiederholt haben: wenn er sie wiedersähe bei seiner Rückkehr, wolle er ihr die geheimen Orakel, die er empfangen, mitteilen. Dann beschenkte er den Tempel und die gastfreundlichen Bewohner der Oase auf das reichlichste und kehrte nach Memphis in Ägypten zurück. (Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, 1833.)

#### ALEXANDER UND ATHEN.

Zu achilleischen Taten gab es bald Gelegenheit. Im Feld von Chäronea stießen die Phalangen König Philipps auf das Aufgebot von Athen und Theben, die noch einmal für Griechenlands Freiheit einzutreten wagten. Der achtzehnjährige Alexander befehligte Philipps linken Flügel und soll der erste gewesen sein, der in die „heilige Schar“ der Thebaner einbrach. Dort war die Arbeit am härtesten; die ganze heilige Schar blieb auf dem Platz und wurde von Philipp selber, als er die Nacht darauf mit seinen Zechgenossen possenreißend übers Schlachtfeld zog, nur mit Erschütterung gesehen. Heute noch vorhanden ist der kolossale Marmorlöwe, welcher nachmals auf dem Grab dieser Thebaner saß. Er war inschriftlos, sagt Pausanias, ihres Unglücks wegen. Aber auch Alexanders Teilnahme wurde nicht vergessen. Noch zu Plutarchs Zeit zeigte man eine Eiche am Kephisos, Alexandereiche genannt, weil sein Zelt in ihrer Nähe gestanden. Der Kephisos ist der träge, trübe Fluß, der im Norden durch die Ebene zieht, während von Süden die kleine Akropolis und das felsgehauene Theater von Chäronea in sie herabschaut. Im Westen steht der Parnass.

Es war nach dieser Schlacht, daß Alexander auch die Stadt Athen zu sehen bekam. Er und Antipater hatten im Namen Philipps ihr den Frieden unter mäßigen Bedingungen anzutragen. Die Stadt muß bedeutenden Eindruck auf Alexander gemacht haben. Und damals konnte in der Tat schon vor den Torhallen ihrer Burg, den Propyläen, der Schritt eines Fremden zögern; denn diese heitere Hoheit, dieser edle Linienfluß, verkündete ein Inneres, das die Götter selbst hätten bewohnen dürfen. Drinnen auf der Burgplatte stand zunächst die eherne Kolossalfigur der vorkämpfenden Göttin und weiterhin zur Rechten ihr großer Tempel, der marmorweiße, gold- und farbenstrahlende

Parthenon — er, dessen trümmerhafte Giebel und wettergebräunte, nur in ihren Wunden noch marmorweiße Säulen ihr Bestes, die alte Kraft und Seele, noch immer nicht ausgehaucht. Neben dieser Tempelfront rechts hinaus, das heißt südwärts, sah man aufs warmblaue Meer; rückwärts über die Propyläen hin sah man die zwei langen Parallelmauern, die den entfernten Piräeushafen und sein Hügelkastell an die Stadt knüpften. Dieser Hafen und seine Arsenale gaben viel zu denken; schon manches Leid für König Philipp war daraus hervorgerudert. Landeinwärts nach Nordwesten lag der Akademoshain — wie heute der Olivenwald — und den Weg dahin säumten Grabgebäude, auf denen so mancher fernklingende Namen zu lesen war, und die Gedächtnismale für so manchen Kampf auf fremdem Boden, in Sizilien, Thrakien, Asien. Und wie war die Stadt selber voll von Ehrenstatuen, von gemalten Hallen zur Erinnerung an alte Siegestaten oder an die in Göttergeschichte übergehende Vorzeit Athens! Gegen das östliche Ende der Burg sah man südwärts ins große Theater hinab — ein heiliger Boden, nicht nur, weil er ins Gebiet des nächsten Dionysostempels gehörte, sondern weil er der erste war, den die vollendete Tragödie betreten hatte. Dies ist es, die geistige Kraft der athenischen Dichter und Redner, wovor Alexander die größte Andacht hatte. Was halfen alle Taten, wenn sie nicht Anerkennung in Athen fanden? Tief in Indien, beim Übergang über den angeschwollenen Hydaspes, in der Wetternacht, als der Boden ihm unter den Füßen wich, soll Alexander geseufzt haben: „Ach, Athener, werdet ihr's wohl glauben, was für Gefahren ich ausstehe, nur um von euch gelobt zu werden?“ (Jul. Braun, Historische Landschaften, 1867.)

#### ALEXANDER UND CANDACE.

Aus Persien eilt der Eroberer (Alexander) nach dem Reiche der Semiramis, welches damals dem Szepter Candaces, der Urenkelin jener, der verwitweten Mutter dreier Kinder, gehorchte. Die Erzählung eröffnet mit einem Briefwechsel des Makedoniers und der Königin. An die alte Verbindung Indiens und Ägyptens erinnernd, fordert Alexander die Candace zu einem gemeinsamen Besuche des Ammonium und zu gemeinsamer Verehrung des beiden gleich nahverwandten Gottes, dem Matronen den Dienst versehen, auf; aber die Fürstin hält ihm des Ammonischen Orakels Verbot entgegen und begnügt sich durch reiche Geschenke für beide, ihre Freundschaft an den Tag zu legen. Unwiderstehliche Lust ergreift nun den König, die Fürstin selbst zu besuchen. Diese, davon unterrichtet, läßt insgeheim des Fremdlings Bildnis aufnehmen und sichert sich durch dieses Mittel die Möglichkeit späterer Erkennung. Der König selbst sieht sich in der Ausführung seines Planes durch ein unvermutetes Ereignis unterstützt. Von wenigen Reitern begleitet, nähert sich Candaules, einer von Candaces Söhnen, dem makedonischen Lager. Ergriffen und vor Ptolemaios Soter geführt, gibt er sich diesem, den er für Alexander hält, zu erkennen, und eröffnet ihm auch Veranlassung und Zweck seines Unternehmens. Kurz zuvor durch amazonische Frauen im Dienste des Bebrycischen Häuptlings seiner Gemahlin beraubt, zieht er hin, um für die

erlittene Schmach Rache zu nehmen. Alexander, von dem Vorfall unterrichtet, erkennt schnell den Vorteil, den ihm Candaules' Irrtum darbietet. Ptolemaios wird mit dem königlichen Schmucke angetan. Die Rollen sind gewechselt, Alexander selbst erscheint der Verabredung gemäß unter Antigonos' Namen vor seinem Gebieter in dienender Haltung und erteilt diesem nach erhaltener Aufforderung den Rat, Candaules zur Durchführung seines Unternehmens bewaffnete Hilfe zu leisten, um durch solche Tat seiner eigenen Mutter Olympias Ehre zu erhöhen. Der Kriegszug wird beschlossen und auf des falschen Antigonos' Rat nächtlicher Überfall der Bebrycer verabredet. Candaules bewundert all diese Klugheit, die mehr als Gewalt den Erfolg zu sichern geeignet sei, und die niemanden schöner zieren würde als Alexandern selbst. Die glückliche Durchführung des Planes führt den König der Erfüllung seines Wunsches entgegen. Auf Candaules' Gesuch zieht der Befreier des geraubten Weibes hin nach der indischen Königsstadt, um von Candace selbst die verdiente Belohnung zu erhalten. Doch Alexanders Klugheit wird durch des Weibes höhere List vereitelt. Erstaunt über die Pracht der königlichen Gemächer, in welchen ihn die Fürstin herumführt, vernimmt er plötzlich aus Candaces Mund seinen wahren Namen, hilflos steht er dem Weibe gegenüber, das im Wettkampf der Schlaueit entschiedenen Sieg über den Helden des Kriegs davongetragen hat. Beruhigt durch die Zusicherung des Geheimnisses, sieht er plötzlich eine neue gefährliche Verwicklung sich vorbereiten; denn Choragus, Candaces jüngerer Sohn, verlangt von der Mutter das Leben des Abgesandten und blutige Rache für Porus', seines Schwiegervaters, Mord durch den Makedonier. Die Entzweiung der Söhne steigert sich bis zur Anrufung der Waffen. Candaules gedenkt nur der empfangenen Wohltat, Choragus nur seines häuslichen Verlustes. Candace, erschreckt durch der Söhne Hader und unfähig, selbst einen Ausweg zu finden, nimmt nun ihre Zuflucht zu Alexanders größerer Weisheit, von der sie allein noch Rettung erwartet. Der König rechtfertigt seinen Ruf. Er erkauft seine Rettung durch das Versprechen, Alexander selbst zum Empfang der Geschenke herzusenden, und so den Verhaßten in Choragus' Hände zu liefern. Versöhnt huldigen die eben noch entzweiten Brüder dem nicht erkannten Fremdling. Candace sieht sich jetzt durch ihres Gastes Klugheit übertroffen. Voll Bewunderung bekennt sie, daß Alexander nicht sowohl durch kriegerische Tapferkeit als im Ruhme der Klugheit allen Völkern vorleuchte. Ihn wünscht sie sich zum Sohne; als Alexanders Mutter, spricht sie, wäre ihr die Weltherrschaft gesichert. Mit Krone und allen Zeichen des Königtums von dem Weibe insgeheim ausgerüstet, tritt der Held, von Candaces Satrapen geleitet, den Rückweg an. Aber noch eine weit höhere Belohnung bleibt ihm vorbehalten. Denn in dem Tempel der Götter wird er von den Himmlischen als der Ihre begrüßt. Sesonchosis-Sesostris verheißt ihm die Unsterblichkeit, deren er selbst genießt. In der von ihm gegründeten Alexandria wird er mit Serapis gleiche Verehrung empfangen. Mit dieser doppelten Belohnung, der Krone, die ihm Candace gegeben, und der Verheißung, welche ihm von den Göttern des himmlischen Lichts stammt, ausgestattet, gelangt Alexander wieder zu seinem Heere, mit welchem er nun zu den Amazonen enteilt. — —

Die Natur des Wettkampfes, wie er zwischen Alexander und Candace sich entspinnt, ist ganz nach Art jener Begegnung der Sabaeischen Königin mit dem mächtigen und glänzenden Herrscher Israels gedacht und durchgeführt. Mit Rätseln und Gryphen versucht das Weib Salomo, und erst da es in ihrer Lösung des gefeierten Fürsten Weisheit erkannt, preist es das Volk glücklich, dessen Thron ein solcher Herrscher ziert. Nicht der weitverbreitete Ruf, nicht der Glanz und die Pracht, welche sich vor ihren Augen entfaltet, können sie zur Anerkennung der Größe des Königs und seines Gottes bewegen. Nur in der überragenden geistigen Hoheit erkennt sie den Abglanz eines höheren Wesens, vor dem sie nun freudig sich beugt. Nicht anders Candace. Der Kampf, welcher sich zwischen ihr und dem Makedonier entspinnt, wird nicht, wie jener frühere der großen Weiberbezwinger, eines Dionysos, Bellerophon, Perseus, Theseus, Achill mit den Waffen geführt und entschieden; er bewegt sich vielmehr auf dem Gebiete des Geistes und ringt um die Krone der Weisheit und Prudentia. Es ist merkwürdig genug, den Verlauf dieses Wettkampfes zu beobachten. Er entwickelt sich während des Besuchs der inneren verborgenen Gemächer des königlichen Palastes. Die erste Bemerkung, mit welcher Alexander seinen Eindruck von all der angeschauten Herrlichkeit zu verbergen sucht, setzt Candace in Erstaunen. „Die Königin erkennt den Geist des Mannes und prüft ihn wohl“. Nun ist es an ihr, ihre Überlegenheit darzutun. Sie redet also den König mit seinem wahren Namen an und weist ihm sein Bildnis. Der Besieger der Welt sieht sich durch eines Weibes Klugheit überwunden. Entschieden scheint der Kampf. Im Gefühle des Sieges spricht jetzt die Königin die höhrenden Worte: „Was nützte dir deine vielberühmte Klugheit, da du nun Candace als deine Besiegerin siehst?“ Doch die Palme soll ihr nicht werden. Den König durch ihre „rätselspinnende Weisheit“ zu umstricken, vermochte sie wohl — „denn mächtig sind die Weiber im Erfinden von List und Trug; die weisesten sind sie von allen, listige Fäden zu spinnen und zu verflechten“ — ihn zu retten, liegt außer ihrer Macht. Die Bewahrung des Geheimnisses, die Berufung auf die Züchtigung der Bebrycer reicht nicht hin, des Choragus Rachegefühl über Porus' Tod zu beschwichtigen. So bereitet sich Alexandern die Gelegenheit, die Unerschöpflichkeit seines Geistes neben der Ratlosigkeit des Weibes im glänzendsten Lichte zu zeigen. Die Lösung, welche er diesem zweiten gordischen Knoten bereitet, verdient besondere Beachtung. Dem Versprechen, den König selbst in ihre Hände zu liefern, entspricht das des Choragus, solche Tat zu belohnen: eine Doppelsponson, deren beide Glieder sich gegenseitig aufheben. Wird Alexander getötet, so bricht Choragus sein Versprechen; wird er geschont, so hat Antigonus' Zusage keine Bedeutung. Dieses unauflöseliche Rätsel, — — — rettet seinen Erfinder, der hierin seine philosophische Bildung, wie sie von den Alten hervorgehoben wird, an den Tag legt. Ohne Betrug, durch die bloße Macht seines Geistes triumphiert Alexander über der Feinde Wut. Candace durchschaut die Kunst des vom König geschürzten Knotens, und wie sie erst mit Hilfe des heimlich gefertigten Bildnisses des Eroberers äußere Leibesbildung erkannt hatte, so wird ihr jetzt sein höheres Wesen offenbar. Hatte sie ihm die Schlinge bereitet, so sieht sie jetzt die Kraft derselben durch eine andere höhere ver-



eitelt. Das frühere Rätsel wird durch ein mächtigeres Gegenrätsel entkräftet, und dieses hat seine Quelle und seine Lösung in Alexanders Geist selbst. Jetzt ist der Wettkampf der Weisheit zu Ende. Der Unterliegende hat gesiegt und dem Weibe keine Hoffnung gelassen, seiner von neuem Meister zu werden. Stummes Staunen ergreift Candace; weit entfernt, durch ihr Unterliegen zu Gefühlen des Hasses oder zu Drohungen hingerissen zu werden, wünscht sie mit dem Könige selbst durch das Mutterverhältnis verbunden zu sein, und durch ihn zu erreichen, was sie durch sich selbst nicht vermag: die Herrschaft über den Erdkreis.

Dieser Ausgang des Wettkampfes erinnert an den ähnlichen, in welchem die Begegnung der Amazonen mit den großen Bekämpfern der Weiberherrschaft sich auflöst. Die Feindschaft verwandelt sich zuletzt in Freundschaft. Die Mädchen werden aus Feindinnen begeisterte Anhänger ihrer Besieger. Von Dionysos niedergeworfen, erfechten sie ihm nun selbst seine Siege. Denn in ihm haben sie den Erlöser des Weibes erkannt. So auch Candace. Erst Gegnerin, erscheint sie zuletzt als begeisterte Anhängerin des Königs, den sie unverletzt ziehen läßt, den sie selbst zum Sohne haben möchte. Doch ist es jetzt nicht des Mannes phallische Herrlichkeit, sondern sein geistiger Glanz, der die Bewunderung und Zuneigung hervorruft. In Klugheit wetteifern der König und die Königin, auf dem geistigen Gebiet entscheidet sich des Mannes letzter Sieg. Das Weib selbst freut sich des vor ihm zuerst sichtbar werdenden höheren Lichtes. Hat Candace dem Helden durch ihre Gewandtheit den Untergang bereitet, so führt Alexanders höhere Klugheit die Rettung herbei. Das Weib bringt den Tod, der Mann überwindet ihn durch den Geist. Das tiefere Rätsel des stofflichen Lebens, welches von dem Weibe ausgeht, wird gelöst durch ein höheres, das dem reinen Geist entspringt. Die Täuschung bleibt auf dem niedern Gebiete des sinnlichen Daseins zurück, zu dem des Geistes reicht sie nicht empor. Dort ist alles ewiger Wechsel, ewiger Trug; hier der Sieg, der jeder Tücke spottet. Das Todeslos des sinnlichen Daseins vertritt die Frau, die geistige Überwindung desselben der Mann. Wie vor Ödipus' lösendem Wort die Sphinx sich in den Abgrund stürzt, aus dem sie hervorgegangen, wie der nächtlich leuchtende wechselvolle Mond dem ewig gleichen Glanze des Tagesgestirns weicht, so sieht sich Candace gleich der Königin von Saba durch das vor ihr erscheinende, von ihr erkannte höhere Licht ins Nichts zurückgeführt. Der Ruhm ihrer Klugheit erleicht vor den mächtigern, die Labyrinth der weiblichen List erhellenden Strahlen der männlichen Weisheit. Alexander erhält nun sofort die Anerkennung seiner Unsterblichkeit und die Verheißung einer zukünftigen göttergleichen und weiberlosen Existenz. Der innere Zusammenhang dieser ganzen Entwicklung ist nicht zu verkennen. Candace gegenüber hat Alexander die Weisheit seines Geistes bewährt und sich als geistigen Besieger des Weibes, mit ihm des leiblichen Daseins und des stofflichen Untergangs dargestellt. Dadurch erringt er die Unsterblichkeit, zwar nicht jene des Körpers, die ihm Serapis nicht verheißt will, sondern die des Geistes, welche die Gemeinschaft mit dem Weibe ausschließt. (Joh. Jac. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861.)

## RÖMISCHE HERRSCHAFT: CÄSAR.

Wenn Unparteilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Tätigkeit in Worten und Werken und ein gesetzter rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Mut, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermütig wird, einen Namen haben soll, so müßte er den Namen eines römischen Mutes haben. Mehrere Glieder dieses Staats, selbst aus niederm Stande, haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir — — dergleichen Gestalten der alten Welt als hingewichene große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Weltteil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen leichten Hand. Ihr Fuß stößt Thronen vorübergehend um; eins ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! Zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde! Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren, der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und des Reichtums in ihrer männlichen Beredsamkeit höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden unermüdet wirksam sehe: wenn im Gewühl der Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn Cäsars immer heiter bleibt, und auch gegen Feinde seine Brust mit verschonender Großmut schlägt; große Seele — — — wenn du nicht wert warest, Monarch der Römer zu werden, so war es niemand. Doch Cäsar war mehr als dies; er war Cäsar. Der höchste Thron der Erde schmückte sich mit seinem persönlichen Namen; o, hätte er sich auch mit seiner großen Seele schmücken können, daß Jahrtausende hin ihn der gütige, muntre, umfassende Geist Cäsars hätte beheben mögen! (Joh. Gottfr. Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1787.)

## CÄSAR.

Unter denjenigen, welche im Verdacht waren, katilinarische Anschläge heimlich zu begünstigen, war Cajus Julius Cäsar bei weitem der wichtigste Mann. Seine, in der ersten Jugend schwächliche Gesundheit hatte er durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Klima ertrug. In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indes er sich alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, von der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene ihm eigene Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. Wir sind auf den Mann gekommen, welcher in vierzehn Jahren das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien und zweimal Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heer Italien siegreich durchzog, die Macht Pompeius' des Großen stürzte, Ägypten zum Gehorsam brachte, den Sohn Mithridats, Pharnaces, sah und

schlug, in Afrika den großen Namen Catos und die Waffen des Juba besiegte, fünfzig Schlachten lieferte, worin elfhundertzweiundneunzigtausend Mann geblieben sein sollen, bei dem allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, gelehrt auch über Grammatik und Auspizien schrieb und große Pläne der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reichs bei beschleunigtem Tod wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen. Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß der Lust und wurde nicht ihr Sklave. Im Krieg zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wäre, keine Kriegslust, welche er nicht vermittels unerwarteter Wendungen zu vereiteln gewußt hätte. Seine Kriegsmaximen waren einfach und entscheidend; zu den Soldaten redete er zuversichtlich über die Gründe seiner Hoffnung zu siegen. Überhaupt gibt Cicero seinen Reden das Zeugnis, „daß sie einem aus reiner Quelle silberhell fließenden Bach zu vergleichen waren, daß, wenn Cäsar sie schmücken wollte, er unverbessliche Gemälde in dem besten Lichte darstellte, daß der Charakter des Ausdrucks, der Stimme, der Aktion edel und von sachwalterischen Künsten entfernt gewesen sei“. So bezeichnet er in seinem Geschichtsbuch jeden Gegenstand mit dem angemessensten Ausdruck; die seltenen Betrachtungen sind in seiner großen Manier und hin und wieder Züge unbeleidigender Ironie; er schrieb dieses Werk schnell und (wie Quinctilianus mit Recht urteilt) „in gleichem Geist, womit er gestritten“. Seine Soldaten nannte er „Kriegsgesellen“; die tapfersten pries er öffentlich; in Gefahren erinnerte er sie daran, die sie mit ihm vorhin glücklich bestanden, seiner Liebe für sie, daran, die er von ihnen erwarte, die sie ihm so oft bewiesen, seiner Sorgfalt, womit er den Erfolg nun gesichert habe. In der Tat waren sie ihm so ergeben, daß in einem wichtigen Fall der statt seiner Kommandierende nichts Stärkeres zu sagen wußte als: „Soldaten stellt euch vor, Cäsar sehe euch.“ Die zehnte Legion hatte er im Anfang seiner Taten besonders gewonnen: als ein großes deutsches Heer unter dem Fürsten Ariovist einige Furcht verbreitete, hielt er jene meisterhafte Rede, worin — da er ihnen bemerkte, wie ungebührlich er finde, daß sie über die Art und Kunst ihrer Feinde sich Sorgen machen, die nur ihm zukommen — er am Ende bezeugt, „daß wenn alle ihn verlassen, er allein an der Spitze seiner zehnten Legion, auf die er traue, den Feind angreifen werde“. Die Legion dankte, daß er ihre Gesinnungen so richtig beurteilt; sie bezeugte, ihm ewig ergeben zu sein; die Offiziere der übrigen Legionen wußten nicht genug ihren Schmerz auszudrücken, daß Cäsar einen Augenblick an ihnen habe zweifeln können, worauf der Wetteifer den Feind besiegte. Ein andermal, da er sein Heer unruhig fand, bediente er sich seiner Zuversicht: „Es ist wahr, Juba zieht wider uns; er hat zehn Legionen, dreihundert Elefanten, dreißigtausend Pferde, hunderttausend Leichtbewaffnete; aber der erste, der sich hierüber bekümmert, den überlasse ich in einem elenden Kahn dem Spiel der Wellen des Meers.“ Einen Soldatenaufbruch stillte er mit einem Wort, als er anstatt „Kriegsgesellen“ sie bloß „Bürger“ (Quirites) nannte. Dieser seinen Plänen alles aufopfernde Mann, sobald er gesiegt, war die Güte selbst,

gleichviel ob nach dem Hang seiner Natur, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit hierin zu erkennen. — —

Cäsar, nach vollendeter Eroberung des transalpinischen Galliens, wurde in allen Städten der vorigen Provinz und im cisalpinischen Gallien wie im Triumph empfangen; Siegeszeichen schmückten die Straßen, die Mauern, die Tore; alle Alter, beide Geschlechter, alle Stände drängten sich, den großen und milden Cäsar zu sehen, seinen Schutzgöttern Opfer zu bringen und sein Heer zu bewirten. Denn von der Spitze der penninischen Alpen bis in die Niederländer Sümpfe ruhten die Parteien, und war dem Kaufmann die Straße wie Italien seine Grenze gesichert. — —

Aber die gewaltsamsten Leidenschaften erwachten und trieben mit der Republik ihr Spiel. Alle Augen Roms, Italiens, des Reichs, der Bürger, der Soldaten waren auf jede Bewegung Cäsars, auf die täglichen langen Sitzungen unverwandt gerichtet; alte Freundschaften wurden gebrochen, Trennungen durch den Parteigeist versöhnt, unversehens dieser oder jener verlassen. Während diesem für ihn und für die Welt entscheidenden Augenblick verbarg Cäsar in sich die große Bewegung seiner Seele. Nur fünf Kohorten waren bei ihm, das übrige Heer in unzählige Städte zerstreut. Unweit Ariminum (Rimini) ist ein Flößchen, Rubikon, jetzt Luso, die Grenze des eigentlichen Italiens, welche ohne Erlaubnis vom Senat kein Feldherr überschreiten durfte, ohne für Feind des Vaterlandes erklärt zu werden. An dem Ufer dieses Baches überlegte Cäsar bei nächtlicher Stille, ob er sein Heer gegen die Hauptstadt der Welt, gegen sein Vaterland anführen wolle. Zu Pferde fanden ihn bei Tagesanbruch die Soldaten, gedankenvoll herumreitend, sie selber äußerst bewegt (es war für die ganze Menschheit ein großer Tag), äußerst unruhig, beobachteten jeden Zug seines Gesichts, als plötzlich Cäsar, sein Pferd spornend, rief: „Der Würfel fällt“, hinüber setzte, sie ihm folgten. (Joh. v. Müller, Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichte, 1811.)

## CÄSAR.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit, und die Überlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgendeinen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefaßt werden: jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimnis liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande, nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis, vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen, erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König, ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die

römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. Darum fehlt es denn auch bei ihm mehr als bei irgendeiner anderen geschichtlichen Persönlichkeit an den sogenannten charakteristischen Zügen, welche ja doch nichts anderes sind als Abweichungen von der naturgemäßen menschlichen Entwicklung. Was dem ersten oberflächlichen Blick dafür gilt, zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht als Individualität, sondern als Eigentümlichkeit der Kulturepoche oder der Nation; wie denn seine Jugendabenteuer ihm mit allen gleichgestellten begabteren Zeitgenossen gemein sind, sein unpoetisches aber energisch logisches Naturell das Naturell der Römer überhaupt ist. Es gehört dies mit zu Cäsars voller Menschlichkeit, daß er im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich gibt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigentümlichkeit und in einem bestimmten Kulturzug stehen. Nur dadurch war Cäsar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigentümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur der mit der italischen Nationalität längst innig verwachsene war. Aber eben hierin liegt auch die Schwierigkeit, man darf vielleicht sagen die Unmöglichkeit, Cäsar anschaulich zu schildern. Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen. Denn es läßt die Regel wohl sich aussprechen, aber sie gibt uns nur die negative Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimnis der Natur, in ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität miteinander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts, als diejenigen glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung desselben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser großen Natur geschaffenen Werken unvergänglich ruht. Zwar tragen auch diese den Stempel der Zeit. Der römische Mann selbst stellte seinem jugendlichen griechischen Vorgänger nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen sich an die Seite; aber die Welt inzwischen war alt geworden und ihr jugendlicher Schimmer verblaßt. Cäsars Tätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges Vorwärtstreben in die ungemessene Weite; er baute auf aus Ruinen und war unzufrieden, in den einmal angewiesenen weiten, aber begrenzten Räumen möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat denn auch der feine Dichtertakt der Völker um den unpoetischen Römer sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Goldglanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber mit gleichem Recht hat das staatliche Leben der Nationen seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Cäsar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tiefsinnige, leider auch eine beschämende Mahnung. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

## CICERO UND CÄSAR.

Nächst und neben Cäsar selbst ist für sein Fortleben niemand entscheidender durch seine Gesinnung und durch seine Begabung als Cicero. Er hat Jahrhunderten den Ton angegeben für den moralischen und politischen Widerstand gegen Cäsars Werk, nie für die ästhetische Verherrlichung seines Wesens. Das Cäsarbild Ciceros schillert vom Gott zur Fratze. Er hat ihm als „dem Glanz der Zeiten“ Lobreden gehalten, worin er seine Kriegstaten, seine Seelengröße, seine Geistesgaben feiert mit so herzlich hohem Ton, wie niemand nach ihm, nicht nur ins Gesicht als schmeichelnder Werber für sich und seine Klienten Dejotarus, Marcellus, Ligarius oder aus heimlicher Angst vor dem rätselhaft milden Mann, dessen Gewalt er kannte, sondern noch nach dem Tode im Ausbruch des haßbeklommenen, rachesatten und widerwillig staunenden Gemüts. In der zweiten „Philippica“ soll zwar Cäsars großer Schatten zunächst den Antonius beschämen und drücken, der im Mantel des Riesen prunkte, doch die Beschwörung selbst ist nicht ein Redekniff sondern Ciceros Ernst. So hat er Cäsar gesehen durch alles Schwanken des Parteihaders und der persönlichen Beziehungen: als ein Wunder von Kraft, Geist, Feinheit und Fülle, groß durch Gaben und Taten und als den ruchlosen Staatsverderber und Volksverführer, der sein Ingenium zum Unheil übe, ja, mit einer Lust am Bösen. Auch das ist nicht nur Rednerantithese, obwohl es bei empfindsamen Schönschreibern von Livius bis Lamartine als solche weiterlebt. In Cicero führte das römische und das hellenistische Erbe sein Leben lang jenen Kampf der Stimmungen, Urteile und Blicke, der ihn so schwank, feig, tückisch und wieder so vielfältig regsam und empfänglich macht. Ein Römer mit festen Gründen, Zwecken und dem bequemen Pragmatismus, dem der Nutzen sittlich, das Sichere heilig erscheint, mit der naiven Selbstsucht einer machtgewohnten Kaste, deren Tonart er als Neuling, Rhetor und Temperament noch überhob, ward er locker, schmiegsam und wach von den hellenistischen Wellen und Strahlen und ergab alle seine Nerven und Sinne dem Lichtreiz des Geistes, ohne doch von den starren Werten seiner engeren Ahnen zu lassen. In Cäsar wirkte das Römertum als Kraft, nicht als Lehre und Wunsch, und ergriff daher trieb sicher die Bildungsstoffe der erweiterten Welt, die sein Geist beherrschte, beirrt weder von rücksichtigen Lehren noch von neugierigen Gefühlen. Bei Cicero blieb aber gerade das Bewußtsein römisch und das Geblüt ward hellenistisch. Statt eines römischen Täters mit griechischem Geist wurde er ein hellenistischer Empfänger mit römischer Meinung. Wo seine Empfänglichkeit zu Wort kommt, da mutet er uns neben den Alt- und Streng-römern als ein leichteres und helleres Wesen an, doch sie fälscht sich oft mit altrömischen Gemeinplätzen und wirkt dann unecht, weil man sie seinen fiebernden Nerven nimmer glaubt, trotz der Pracht und Schnelle seiner Sprache, die vom Römertum die gewichtigen Worte, vom Griechentum die geschmeidigen Töne hat.

Der Zwiespalt zwischen hellenistischer Empfänglichkeit und römischem Programm, zwischen unbewußter Durchgriechung und bewußter Römerei erklärt auch Ciceros zwiespaltiges Verhältnis zu Cäsar. Dem Zauber seiner

Gebärde, Taten oder Schriften, dem Glanze seiner Gestalt, dem Odem seiner dämonischen Gegenwart erlag er immer, bald gerührt, bald widerstrebend, meist mit nachträglicher Scham, Reue oder Wut. Ciceros Reden vor Cäsars Antlitz oder seine Kennerurteile über Cäsars Schriften sind solche Ausbrüche oder Eingeständnisse seines überwältigten Griechensinnes für Größe und Anmut. Hatte er aber Zeit, sich in der Entfernung auf seinen römischen Beruf und Rang, auf seine republikanische Partei und Lehre und auf seine persönliche Würde und Bahn zu besinnen, so übermannte ihn der Groll wider den Allverführer, der Haß wider den Tyrannen, und der Neid, das „ressentiment“ wider den einzigen Mann, den er sich unbedingt überlegen fühlte ohne das Rettungsmittel der Liebe. Aus solchen Stunden stammen die leisen Flüche, Seufzer, Bisse des Briefwechsels, die lauten Rügen der Moraltraktate und der fast tierische Jubelschrei nach Cäsars Tod: erst die befriedigte Rache stellt (in der zweiten Philippica) seinem Bewußtsein die echte Gestalt des gewaltigen und holden Feindes wieder her, die seinem Gefühl niemals entschwunden war, das Bild des wundervollen Verderbers.

Seit der Renaissance erst gilt rein persönliche Größe auch als ein fragloser Wert, das Altertum kannte und scheute sie als Kraft und Zauber: als Wert ehrte sie nur die staatsdienliche oder göttergeweihte Größe. Das noch so ragende Einzelselbst, der Titan, der Tyrann blieb Frevler, Verbrecher, bis er Staat schaffen, Götter bringen oder Gott werden konnte. So auch Cäsar für Cicero und dessen Sinnesgenossen. Die Flüche gegen Cäsar kommen nicht aus Blindheit für sein Genie — dies hat man immer deutlich wahrgenommen, nur nicht wie bei der Renaissance wertgenommen, sondern abgewogen und zu leicht befunden an den platonisch stoischen Werten der Tugend und der Freiheit oder an den römischen Werten des Staatswohls und des Bürgerrechts. Wenn Cäsar immer wieder als der große Schänder dieser Gemeinwerte verdammt und als ein großer Träger der Einzelwerte gepriesen worden ist, als Meister der Tat wie der Rede, des Schwertes wie des Stiles, als gebildeter Krieger und milder Tyrann, so stammt dies Widerspiel von Cicero, dem allempfindlichen Kräftespürer mit dem zu kurzen Maßstabe.

Cicero folgt der Laufbahn Cäsars von der katilinarischen Verschwörung bis zu seiner Vergottung, und trotz allem Schwanken von Sorge, Furcht, Haß, Staunen, Qual und Verzicht, trotz aller Blendungen und Trübungen des Parteihaders, trotz der befangenen Nähe nimmt er ihn als Ganzes — und wie sehr er auch seinen Weg verkennt und verabscheut: seine Schritte und seine Gangart sieht er klar und richtig. Die Zeitgenossen haften weit mehr an kleinen Einzelzügen und Einzeleigenheiten, und wenn diese auch das Gesamtbild färben, so verwirren und erniedrigen sie es meist, einerlei ob sie wohlwollend oder gehässig gemeint sind. Cicero selbst (dies bleibt sein Lob) verfällt niemals in Lakaientum oder Schulmeisterei — das sind die beiden Denkart, welche die Geschichte heillos verfältschen als aller Sektenzwist. Ein gescheiter Gegner bemißt einen Helden sicherer als noch so fleißige Schranzen oder Kleinbürger. Cicero hat keine „Partikularitäten“ Cäsars gesammelt, trotzdem er geschwätzig, boshaft und witzig war, und keine Eigenschaftspsychologie getrieben, sondern bis in den Tagesklatsch hinein den Gesamthauch Cäsars ge-

wittert und bewahrt und noch in den Schilderungen einer Audienz oder Gasterei den Geist und die Geste, nicht nur das Kostüm und die Laune Cäsars aufgefaßt als seinesgleichen. So hat ihn auch Cäsar immer behandelt mit der Huld kaum merkbarer Überlegenheit, er übersah seine Schwächen und begegnete ihm nur dort, wo er denken, huldigen, fast bitten durfte; den Herrn hat er vor Cicero nie gespielt, weil er sicher war, daß keiner ihn heimlich besser ehre und scheue als dieser feinste Feind, dessen vergeblicher Widerstand ihn vielleicht mehr lockte, als der Gehorsam seiner Klienten, Gehilfen und Soldaten oder gar die knirschende Beugung des stiernackigen Adels. (Friedrich Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

### BRUTUS.

Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann, und diesen zusammengeknöteten Drang! Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewirkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirn befestigt, er packt sich zusammen und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heischendem Schlacht- und Tatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Taten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgewalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig wirksamen Anteil zusammengestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben — Und die Augen! dahin blickend, als des Edlen, der vergebens die Welt außer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und teilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlid; wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu sein, und die Größe des Nasenloches und des Nasenlappchens, wie lindert sie das Angespante des übrigen! Und eben in diesen unteren Teilen des Gesichts wohnt eine Ahnung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sei. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nun den äußeren Umriß! Wie gedrängt markig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Wirksamkeit des Augenknochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt und schaue wieder und fange wieder von vorne an. Mann verschlossener Tat, langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf einen Punkt gewirkter, auf einen Punkt gedrängter Tat! In dieser Stirne ist nichts Gedächtnis, nichts Urteil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig wirkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in



den Wölbungen aller Teile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bei der Wurzel.

Über allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beim ersten Anblicke scheint was Verderbendes dir entgegen zu streben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet, der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt, der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen muß er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte. (Joh. Wolfg. Goethe, in Lavater: Physiognom. Fragmente, 1775/78.)

#### CORNELIUS SCIPIOS GESTALT.

Das ist der Jüngling, den das Schicksal auserkoren, der Retter Roms zu werden, der das Glück an seinen Siegeswagen fesselte, in dessen ritterlicher Tugend sich der Heldensinn seiner Zeitgenossen am herrlichsten verklärt. Er hat unbestritten für seine Zeit als der erste Mann Roms gegolten, und seiner Größe hat sein Volk gehuldigt. In ihm erkennen wir die eine Richtung römischen Geistes in selbiger Zeit.

Fragen wir, welche Ursachen dem Scipio diese Stellung seinen Zeitgenossen gegenüber sicherten, so stehe ich nicht an, als erste Grundlage seiner Größe gerade seine Jugend zu bezeichnen. Der Aufgang seines Jünglingsalters fiel mit dem Beginn der verhängnisvollen Zeit zusammen, welche die ganze Kraft des römischen Volks erweckte, welches eine neue Richtung und die äußerste Anstrengung der Kraft gebot. Scipio hatte kaum die männliche Toga angelegt, als er in der Schlacht am Tessin seinen verwundeten Vater aus dem Kampfgetümmel rettete. Auch später hatte er mit dem Volke jedes Mißgeschick geteilt und die Schlacht bei Cannä mitgefochten. So war er recht eigentlich der Sohn der Zeit, deren Streben er begriff, deren Kraft er in sich trug, die zu leiten er sich berufen fühlte. Das römische Volk hatte erkannt, daß durch die Tatkraft eines jugendlichen Helden ihm Rettung werden müsse. Darum vertraute es dem tollkühnen Flaminius, dem verwegenen Minucius, dem unbesonnenen Terentius Varro. Aber in Scipio bewunderte es mehr als rohe Tapferkeit. Es war zunächst der besonnene Mut und die Geistesgegenwart, die er im entscheidenden Augenblick bewies. Als andere zitterten, ordnete er die Trümmer des bei Cannä geschlagenen Heeres. Mit hohem Selbstvertrauen und furchtbarem Ernste zerstörte er die Pläne des Metellus und seiner Rotte, die feige ihr Vaterland in der Stunde

der Gefahr verlassen wollten. Durch denselben Sinn hatte er sich den Weg zur Ädilität gebahnt, und seiner entschiedenen Willenskraft waren die Volkstribunen mit ihrem Widerstande unterlegen. Diese seltene Vereinigung von kecker Jugend mit der Reife kräftiger Männlichkeit erregt Bewunderung, aber das unbedingte Vertrauen des Volkes erklärt sie nicht. — Es war der eigentümliche Geistesadel und jene wunderbare Seelenhoheit, die ihm die Gewalt über die Gemüter gab. Beim Anschauen aller großen Männer kommen wir endlich zu jener dunklen, geheimnisvollen Macht, die aller weiteren Zersetzung widerstrebt und eben ihr eigentümliches Wesen ist. Es ist des Geistes Offenbarung, auf welcher ihre Kraft beruht, wodurch sie jenen Zauber um sich verbreiten, der unwiderstehlich ist. Dieser Einwirkung mag sich kein Sterblicher entziehen, aber ihr huldigt vor allem ein freies Volk im klaren Bewußtsein seiner selbst. Denn in dem höhern Menschen wird es die Vollendung des eigenen Wesens finden und darin die geistige Macht erkennen, bestimmt, die unendlich geteilte Richtung des Einzelwillens zu beherrschen. Als solcher war den Römern Scipio erschienen, und wie denn alles Höhere sich mit dem Reiz des Wunderbaren schmückt, so mochte die Menge in diesem Lichte auch den Scipio erblicken. Schon seine Geburt umkleidete die Sage mit einem Glanze, der ein höheres Wesen in diesem Jünglinge verkündete. Aber alles schien in seinem Tun und Wesen ungewöhnlich. Während das Eindringen fremder Vorstellungen und neuer Gedanken schon damals dem frommen Glauben der Väter feindselig entgegentrat und der kecke Sinn der Jugend in dieser Richtung sich gefallen mochte, sah man den Scipio jeden Morgen noch vor Tagesanbruch das Kapitol besteigen und in dem Tempel des höchsten Gottes in stiller Abgeschlossenheit lange Zeit verweilen, wie ähnliches von allen Lieblingen und Vertrauten der Gottheit die ferne Vorzeit berichtet hatte. Von der Zukunft sprach Scipio meist mit einer Zuversicht, als wenn der Rat des Schicksals ihm durch Offenbarung kundgeworden, und mochte er nun in den Sternen und Traumgesichten, oder in der Kraft und Tiefe des eigenen Geistes den dunklen Gang des Verhängnisses erschauen, seine Rede wirkte gleich Seherprüchen auf das Gemüt des Volkes und erfüllte es mit wunderbarer Stärke. — So durch eigentümliche Geistesgröße, durch seltene Tatkraft und durch die schwärmerische Bewunderung des Volkes das Höchste zu erstreben fähig, fand Scipio den würdigen Schauplatz seiner Taten in der Not des Vaterlandes. Im heldenmütigen Widerstande gegen Unterjochung, im Kampfe für die Größe Roms, die er ahnte, ging sein Leben auf. Das ist der Maßstab seines Wertes. — —

Daß ein Mann, dessen Hochsinn und Geistesadel die Nüchternsten bezeugen, dem eine höhere Bestimmung seines Lebens Überzeugung wurde, der in dem Glauben des Volkes seiner Gedanken Widerhall gefunden, den ein wunderbares Glück zu begleiten schien, sich unter besonderen Schutz der himmlischen Mächte gestellt glaubte und in diesem Glauben handelte, wird niemand unbegreiflich finden, welcher altertümlicher Denkweise nicht ganz entfremdet ist. Die Wirkungen gesteigerter Gemütskraft, der Seherblick in die Zukunft und das höhere Geistesleben überhaupt mag immerhin von denen geleugnet werden, welche keine Ahnung dieser Kraft besitzen; aber hoffent-

lich wird dieses göttliche Element noch nicht so erstorben sein, daß nicht Dichter und die höhere Menschheit überhaupt in ihren Werken dasselbe offenbaren sollten. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

### CATO.

Stammend aus der Landschaft Tusculum, von mäßig bemittelten, braven Bürgerleuten und Besitzer eines Grundstückes in den Sabiner Bergen, dessen steinigten Boden er mit eigenen Händen baute, gewährt Cato uns ein Bild des mühe- und arbeitsvollen Lebens des römischen Landmannes, dessen Tugenden und dessen Mängel er besaß. Einfach und schlicht in seinem Wesen, sparsam und streng gegen sich wie gegen andere, genügsam bis zum Unbegreiflichen, ohne Ehrgeiz und frei von jeder Leidenschaft, schien er kein höheres Ziel zu kennen, als das stolze Selbstgefühl, das geistige Gesundheit und leibliche Tüchtigkeit gewährt. Mit stiller Verehrung betrat der Knabe das nahegelegene, unscheinbare Haus, wo Manius Curius, der Besieger des Pyrrhus und der Samniter, einst gewohnt und mit eigener Hand sein kleines Feld bestellte. Die stille Größe dieses Mannes, seine Selbstgenügsamkeit, die stolz verschmähte, was andern das Glück des Lebens ist, die unbeugsame Rechtlichkeit des Fabricius und all die Tugenden, mit denen jene Heldenzeit sich schmückte: das waren Erinnerungen, die den Geist des Jünglings nährten und das künftige Lebensziel ihm schufen. Auch ihn entführte früh der Krieg der heimatlichen Flur. Der günstige Zufall wollte, daß er bald unter den Feldherrn Quintus Fabius Maximus zu stehen kam. Das Vorbild dieses strengen, klugen Mannes blieb ihm auch später teuer, wo Gleichheit der politischen Ansicht sie verband. Im Felde zeigte Cato jene Eigenschaften, welche die römischen Legionen unbesiegbar machten. In Ertragung von Beschwerden mochte ihn keiner übertreffen; keiner hat gewissenhafter den Gesetzen der Kriegszucht sich unterworfen, keiner mutiger und trutziger mit dem Schwerte den Feind bekämpft. Ja später, als er selber ein Heer anführte, änderte er in nichts die gewohnte Lebensweise; zu Fuß und barhaupt durchwanderte er weite Länderstrecken und teilte jede Mühsal mit den Untergebenen. Aber auch die höhere Pflicht des Feldherrn war ihm nicht unbekannt. Cato durfte sich rühmen, in Spanien mehr Städte erobert zu haben, als die Zahl der Tage seines Aufenthaltes betrug, und in der Thermopylenschlacht hat er ungemeinen Ruhm erworben; seiner Kühnheit, seinem ausharrenden Mute vorzüglich verdankte Glabrio den glorreichen Ausgang dieses Tages. Dennoch war nicht das Schlachtfeld der eigentliche Schauplatz seiner Größe: da fand er viel Nebenbuhler seines Ruhmes, und in großartiger Auffassung der Strategie mochten ihn viele übertreffen. Sein eigentümliches Wesen hat er als Hausvater und in der Stellung zum gemeinen Wesen offenbart.

Den Landbau übte Cato nicht so fast um des Gewinnes willen, als weil ihm, wie den Vätern, diese Lebensweise die beste Schule guter Sitten schien. Seine Kenntnis dieses Gegenstandes beweist seine Schrift, aus welcher man am deutlichsten die kluge Verständigkeit, die Umsicht, den scharfen Blick des Hausvaters erkennen mag. Hart und rauh und ohne Schonung gegen eigene

Schwäche, wie er war, mochte niemand von seiner Seite sich besonderer Milde rühmen; die Knechte durften bei angestrenzter Tätigkeit sich damit trösten, daß der strenge Gebieter alle ihre Mühen teilte, dieselbe Kost genoß und aus demselben Becher trank. Nur die väterliche Liebe konnte seine angeborene Strenge mildern. Nicht nur, daß er seinem Sohne in jeder Leibesübung Vorbild war, in Reiten, Schwimmen, Speerwerfen und in schwerer Rüstung streiten lehrte, hat er selber die Schriftzüge ihm erklärt und später, damit er sich im Lesen übe, die Geschichte der alten Zeit mit großen Lettern für ihn aufgezeichnet. Denn unwürdig schien es ihm, daß der Knabe eines römischen Bürgers von einem griechischen Pädagogen unsanfte Worte höre oder noch ärgere Strafe dulde.

Aber nicht nur, daß er die alte Zucht bewahrte, er verschmähte auch nicht das gute, das die neue Zeit gebracht. Und so wie er alle Mußestunden der eigenen Belehrung widmete, so sollte auch sein Sohn die Früchte der erworbenen Kenntnisse ernten. Also außer daß er seine reichen Erfahrungen über den Landbau niederschrieb und für seinen Sohn eine Anweisung zur Redekunst entwarf, eine Menge wissenschaftlicher Fragen in Briefen behandelte, ja sogar eine Arzneimittellehre für den Hausgebrauch schriftlich hinterließ, hat er sich zum vollkommenen Rechtsgelehrten ausgebildet, hat schon im reifen Alter die Sprache des ihm verhaßten Griechenvolkes erlernt, hat an 200 Reden schriftlich aufgesetzt und endlich in der Geschichtschreibung eine neue Epoche begründet. Er hat zuerst von der hergebrachten Manier der Annalisten sich losgemacht, hat gelehrte Forschungen angestellt, hat die Urzeit aller italienischen Staaten und Städte aufgehellert und die Zeitgeschichte bis kurz vor seinem Tode in großartigem Sinne dargestellt.

Im Staate endlich war sein Streben darauf gerichtet, die Tugenden der Ahnen, die er übte und bewunderte, seinem Vaterlande zu erhalten und der drohenden Verderbnis mit aller Kraft zu widerstreben. Zuerst war er als Rechtsbeistand aufgetreten und bald beim Volke bekannt. Die Nüchternheit, die Strenge, die Schärfe seiner Rede, noch mehr, der Einklang von Wort und Tat erregten die Aufmerksamkeit der Menge. Er erschien dem Volke, dem er auch im Äußeren ähnlich war, ein Bild der guten alten Zeit, wo die Sitten gleicher waren, wo allein persönliche Tüchtigkeit den Vorzug gab. Das klare blaue Auge und die heitere Stirne, von rötlichem Haare leicht bedeckt, zeigten den reinen, vorwurfsfreien Sinn; die kräftigen, scharf ausgeprägten Züge verkündeten unbeugsame Willenskraft. Aber wenn er die starke Stimme erhob, die Üppigkeit der Sitten anzuklagen, wenn er die Prachtliebe der Großen und die Übertretung des Gesetzes strafend rügte, da lauschte das Volk mit Wohlgefallen seiner Rede und fühlte von dem kühnen Freimut sich mächtig hingerissen. Also gelangte er bald zu Ehr' und Würden und seine Stimme galt wie im Senat so in der Gemeinde. — — Er bekämpfte in Scipio nicht den ruhmgekrönten Sieger, sondern das Haupt der Männer, deren Übermacht die Freiheit schmälerte, deren Zügellosigkeit den Sitten gefährlich war. In diesem Kampfe schien ihm erst das volle Bewußtsein seiner Kraft zu werden, wengleich dadurch sein ursprünglich rauhes Wesen zur Schroffheit und zur Starrheit sich verhärten mochte. Keine Verletzung des Gesetzes, keine Unbill

gegen Bürger oder Untertanen, nicht Geburt, nicht Rang, nicht Reichtum schützte vor seinem Grimm; keine Verhöhnung guter Sitten ließ er ungerügt, und er ruhte nimmer, bis den Frevler die Strafe des Gesetzes traf. Der zahllosen Feinde, die er sich dadurch erregte, konnte er spotten; vierundvierzigmal hat er angeklagt vor Gericht erscheinen müssen, und immer ward er freigesprochen; denn die Unschuld war sein Schild, der Rede Allgewalt sein Schwert, und immer höher stieg er in der Gunst des Volkes, und immer furchtbarer erschien er seinen Feinden. Schon hat er die ganze Stufenleiter bürgerlicher und kriegerischer Ehren erstiegen, und nur die höchste Würde, die Zensur, war für ihn unerreicht geblieben. Denn um dieses zu verhindern, hatte der Adel seine ganze Kraft aufgeboten, und, da Cato seine Bewerbung ankündigte, sieben Mitbewerber aus den edelsten Geschlechtern gegen ihn aufgestellt. Alle, wenn auch sonst in ihrer Richtung geteilt, waren darin einig, den Cato zu verdrängen. Aber trotzdem, daß dieser im voraus verkündet hatte, daß er die Heilung des kranken Gemeinwesens mit aller Strenge vollziehen werde, siegte er dennoch über alle seine Gegner und ward mit seinem gleichgesinnten Freunde Valerius Flaccus zur Zensur berufen. Was er gedroht, das hat er erfüllt: seine Zensur war die Geißel aller Schuldbeladenen; mehrere wurden aus dem Senat, viele aus dem Ritterstande ausgestoßen; eine große Anzahl, die Stücke des Gemeindelandes an sich gerissen, oder unmäßiger Prachtliebe sich ergeben, wurden um ungeheure Summen gebüßt. Das dankbare Volk anerkannte durch Errichtung einer Ehrensäule sein Verdienst; ja, die hohe Achtung, die man ihm zollte, stieg mit den Jahren bis zur Ehrfurcht, und er galt im Senat, wie in der Gemeinde, als der treueste Schirmer des Rechts und der Verfassung.

Wie nun Cato in der Leitung der inneren Verhältnisse durch das unverdorrene Volksgefühl geleitet wurde, so auch in der Stellung zu dem äußern Feinde. Auch da kannte er keine Schonung. Völkerhaß erstirbt erst mit völligem Untergang, und ein halbes Jahrhundert hatte die Erinnerung nicht gebleicht, was die Römer von den Karthagern Gräßliches erduldet. Darum wollte er sie verderben. Umsonst widerstrebte die Aristokratie, welche durch die Fesseln äußerer Furcht das Volk in den Schranken der Mäßigung zu erhalten meinte; Cato wollte gerade diese Furcht entfernen, damit das Volk in Muße seine innern Angelegenheiten ordne. Die Grundsätze des greisen Mannes siegten. Wenn der Anblick der Trümmer Karthagos nicht sein Auge sättigte, denn er starb bald nach Beginn des Krieges, so mochte der neue Glanz eines verhängnisvollen Namens ihm die Gewißheit geben, daß Roms Feindin dem Untergang verfallen sei. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841).

### SCIPIO AEMILIANUS.

Die wahre Größe seines Geistes hat Scipio Aemilianus im Kriege kundgetan. Das Lager, die Feldschlacht war der Schauplatz seines Ruhms. — Hier erkennt man leicht den Zögling des rauhen Aemilius Paulus, dessen meuteirisches Heer, weil streng gehalten, dem siegreichen Feldherrn den Triumph entreißen wollte. Gewöhnt von Jugend auf alle Beschwerden zu ertragen,

teilte Scipio alle Mühen freudig mit seinem Heer. Verweichlichung fand an ihm den strengsten Richter; mit scharfem Spotte rügte er die Üppigkeit des Adels; durch unbeugsame Strenge erzwang er Furcht und Bewunderung im Heere. Er trug die Überzeugung, daß niemand den Feind überwinden könne, wer nicht den eigenen Leidenschaften zu gebieten wüßte. Den milden und gütigen Feldherrn nannte er den Bundesgenossen der Feinde, den strengen Vollstrecker der Kriegsgesetze der Seinen Schirm. So war ihm die Kriegszucht recht eigentlich die Schule der Tapferkeit, und wo er den Oberbefehl zu führen hatte, begann er damit, die alte Sittenstrenge wiederherzustellen. Von dem Lager hielt er alles fern, wodurch die rauhe Tapferkeit der Legionen erschlaffen könnte. Bratspieß, Kochtopf und Trinkgeschirr sollten des Soldaten Hausrat sein; Wagen, Sessel, Decken, Betten, Marketender, Krämer, Wahrsager, Dirnen duldete er nicht; er selber schlief auf Stroh, und sein Ruhebett war die Erde. Durch unaufhörliche Märsche, durch Schanzarbeit, durch Ertragung von Hitze und Kälte, von Hunger und Durst suchte er vorerst das Vertrauen des Heeres zu sich selber herzustellen. Kein Fußgänger durfte ein Pferd besteigen; wer auf dem Marsche nur weiter, als der Schall der Trompete tönte, sich vom Heere entfernte, wurde als Ausreißer angesehen und bestraft. So sah man das Heer unter seiner Führung selbst auf dem Marsche stets wohlgeordnet; jeder war bei seiner Fahne, keiner trat aus Reih und Glied, alle waren jeden Augenblick zum Kampfe bereit. Ihn selber sah man überall; bald zog er an der Spitze seines Heeres, bald war er bei der Nachhut; bei den Wachen hielt er selbst die Runde, in den Gräben blieb nicht der Träge, blieb nicht der Fleißige ihm unbemerkt. Bei dem sechstägigen Sturme auf Karthago hat er die Verschanzungen nicht verlassen, bis er erschöpft auf dem Walle niedersank.

Aber so streng er gegen Feigheit und Ungehorsam sich bewies, so väterlich sorgte er im übrigen für sein Heer. Nie durften die Seinen Mangel leiden, noch weniger stürzte er sie mutwillig in Gefahr. Er nannte einen Toren, wer ohne Not und ohne entschiedene Hoffnung des Erfolges mit dem Feinde schlage. Daher hat kein Feldherr weniger Schlachten dem Feinde geliefert. Durch Kriegskunst und eiserne Beharrlichkeit hat er die wilde Verzweiflung der Karthager, die schwärmerische Freiheitsliebe der Numantiner überwunden. Und dennoch, dieser besonnene Feldherr, den niemand jemals einer Übereilung zeihen konnte, wie kühn und mutvoll war er in der Schlacht! So hatte er als sechzehnjähriger Jüngling in der mörderischen Schlacht bei Pydna an der Spitze seiner Reiter den Feind so ungestüm verfolgt, daß er erst um Mitternacht ins Lager zu dem besorgten Vater wiederkehrte. Als Spanien alljährlich die Blüte der römischen Mannschaft mähte, als die Feldherren zagten, die Hauptleute sich dem Dienst entzogen, die Gemeinen feige von ihren Fahnen wichen und der Senat keinen Rat mehr wußte, bot Scipio, wiewohl nach Makedonien berufen, freiwillig seine Dienste für Spanien an. Dort, um der Feinde Übermut zu zügeln, nahm er die Herausforderung ihres Anführers, eines Menschen von riesigem Leibe, keck zum Zweikampf an und erschlug ihn zum Schrecken seines Heeres. Bald darauf erwarb er sich die Mauerkrone beim Sturm auf Interkatia, und ihm verdankte Lukullus die Erwerbung

dieser mächtigen Stadt. Als im letzten Kampfe gegen die Karthager vier römische Manipeln von den Ihrigen abgeschnitten und durch eine zahllose Menge numidischer Reiter umzingelt einem gewissen Tod entgegensahen, da war es Scipio, der die von allen aufgegebenen durch einen raschen Angriff rettete. So erntete er Liebe und Bewunderung beim Heer, das seiner Führung unbedingt vertraute. Aber nicht minder ward er vom Feinde geachtet, denn keiner hielt strenger auf Erfüllung des gegebenen Wortes; nie hat er den Ruhm der Tapferkeit durch rohe Grausamkeit geschändet, und wie sein Vater in Armut starb, so hat weder der Reichtum Spaniens, noch die lang aufgesparten Schätze der Karthager den Ruf seiner Rechtlichkeit beflecken können. So, strenge und gerecht, überlegsam vor der Tat, in der Gefahr entschlossen, mutvoll, kühn bis zur Verwegenheit, nach dem Siege menschlich und voll Edelmut, mochte man ihn mit Recht der Götter Liebling nennen, den ihres besonderen Schutzes sie gewürdigt und, was er immer unternommen, mit Ruhm und Sieg gekrönt. (Franz Dorotheus Gerlach, Historische Studien, 1841.)

### PYTHAGORAS.

Die jonische Philosophie, den Blick auf das Ganze der Natur und die Erscheinungen des Lebens in allen Tiefen und Fernen des Weltalls gerichtet, hatte den Menschen, eine kleine Welle in diesem Ozean des Werdens und Gestaltens, fast aus dem Auge verloren. Eine Philosophie, die Erkenntnis des Wesens menschlicher Natur zu einer ihrer Hauptaufgaben machen und, mehr als dieses, dem Menschen aus der Eingebung ihrer Weisheit Gang und Ziel des Lebens bestimmen wollte, mußte andere Wege einschlagen. So tat es Pythagoras von Samos. Was dieser seine „Philosophie“ nannte, hatte im wesentlichen ein praktisches Ziel. Weil er einen bestimmten Weg der Lebensführung wies, darum wurde Pythagoras so ausnehmend verehrt, sagt Plato. Eine eigentümliche Gestaltung des Lebens, auf ethisch-religiöser Grundlage, bildete er aus. Wie weit seine „Vielwisserei“, die ohne Zweifel den Keim pythagoreischer Wissenschaft bereits enthielt, sich in seinen eigenen Händen systematisch entfaltet haben mag, ist unbestimmbar. Fest steht, daß er in Kroton einen Bund stiftete, der in der Folge sich und die strengen Formen, nach denen er die Lebensweise seiner Mitglieder bestimmte, weit über die achäischen und dorischen Städte des italischen „Groß-Griechenlandes“ ausbreitete. In diesem Bunde gewann eine tiefbedachte Auffassung des Menschenlebens und seiner Aufgaben eine sichtbare Betätigung ihrer Grundsätze, und dies ausgerichtet zu haben, muß als die Tat und das eigentümliche Verdienst des Pythagoras gelten. Die Grundlagen dieser Lebensauffassung, soweit sie nicht etwa von Anfang an in mystischer Zahlenweisheit wurzelte, waren keineswegs von Pythagoras zum ersten Male gelegt; neu und wirksam war die Macht der Persönlichkeit, die dem Ideal Leben und Körper zu geben vermochte. Was verwandten Bestrebungen im alten Griechenland gefehlt haben muß, hier fand es sich in einem hohen Menschen, der den Seinen Vorbild, Beispiel, zum Anschluß und zur Nacheiferung zwingender Führer wurde. Eine zentrale Persönlichkeit, um die sich der Kreis seiner Gemeinde wie durch innere

Nötigung zog. Frühzeitig erschien dieser Gemeindestifter der Verehrung wie ein Übermensch, einzig und niemandem vergleichbar. Verse des Empedokles, der doch selbst zur pythagoreischen Gemeinde nicht gehörte, geben davon Kunde. Und den Anhängern gar wurde Pythagoras in der Erinnerung zum Heiligen, ja zum Gott in Menschengestalt, von dessen Wundertaten die Legende erzählte. (Erwin Rohde, Psyche, 1894.)

## PYTHAGORAS IN KROTON.

Als Pythagoras sich der Stadt Kroton näherte, entstand eine allgemeine Bewegung. Der gefeierte Zögling des Morgenlandes sei gekommen mit dem priesterlichen Ernste eines alten Propheten durch Frömmigkeit für ein höheres Lebensziel geweiht. Daher meinte man ein übermenschliches Wesen in ihm zu erblicken, von den Göttern gesendet, um in Menschengestalt das heilsame Licht seiner Lehre den Irrenden zu bringen. Nicht eine Lehre, sagten andre, sondern Heilung zu bringen, sei er gekommen. Also wurden alle seine Reden wie Sehersprüche und göttliche Gebote aufgenommen; den Hyperboreischen Apollo nannte ihn das Volk. Pythagoras war zuerst in der Ringschule aufgetreten, wo er zu den Jünglingen redete. Die enthusiastischen Berichte über diese Vorträge bestimmten den großen Rat der Geschlechter, die Tausend, ihn in den Rat zu berufen und, nachdem er ihn selber gehört, ihm die Belehrung der Frauen und des jüngeren Geschlechts zu empfehlen. Er tat's. Alle forderte er auf, zuerst zu suchen den Frieden mit Gott, dem ähnlich zu werden Zweck des Lebens, der Weg dazu die Wahrheit sei. Und damit ihr gegenwärtiges Bemühen gesegnet sei, forderte er den Rat auf, den Musen einen Tempel zu erbauen und für die Erhaltung der Eintracht öffentliche Gebete anzustellen. Denn wie eine höhere Ordnung die Welt erhalte und regiere, so müsse auch im menschlichen Leben ein Abbild jenes höheren Einklangs dargestellt werden. Und nicht bloß sollte der Widerstreit im Innern des Menschen und der Gegensatz zwischen Seele und Leib durch Lehre und Unterricht vermittelt werden, sondern die Familie, die Gemeine, das Volk sollten das Gepräge jener höheren Ordnung tragen. Der Staat sei ein ihnen anvertrautes Pfand, das sie den Nachkommen ungeschwächt und unverletzt übergeben müßten. Dies werde erreicht durch bürgerliche Ordnung und Gerechtigkeit, durch Heiligkeit des Eides, durch treue Verwaltung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung. An die Jünglinge sich wendend, nannte er sie Lieblinge der Götter, welche deren Huld durch Scham und Ehrbarkeit, durch Ehrfurcht vor dem Alter und edle Wißbegierde sich erhalten müßten. Auch die Frauen ermahnte er, durch sittlichen Wandel sich die Götter geneigt zu machen; die Frömmigkeit gezieme vor allem dem Weibe, das so oft der Offenbarung des Göttlichen gewürdigt werde wie in Delphi und Dodona. Aber bei der Verehrung der Götter sollten sie der größten Einfachheit sich befleißigen. Nur Werke ihrer Hände, Kuchen, Fladen, Honig und Weihrauch sollten sie opfern, ohne allen Prunk. Ihr schönster Schmuck sei eheliche Treue und Gehorsam und ein guter Ruf.



Diese einfachen Lehren mit väterlicher Milde, aber zugleich mit dem Ernste innerer Überzeugung vorgetragen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Frauen kehrten zu der früheren Einfachheit in Sitte und Kleidung zurück und brachten ihren Schmuck im Tempel der Lakinischen Juno zum Opfer dar. Die Jugend hing mit Begeisterung an den Lippen ihres Lehrers; die Ringschulen belebten sich wieder, ein reger Wettstreit in allem löblichen Tun entstand. (Franz Doroth. Gerlach, Der Pythagoräische Bund, 1858.)

#### HERAKLIT.

Heraklit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum“, auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere, und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittichen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur. Er hat die Wahrheit: mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehen können. Es ist wichtig, von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich zum Beispiel den Stolz des Heraklit als eine müßige Möglichkeit imaginieren können. An sich scheint jedes Streben nach Erkenntnis, seinem Wesen nach, ewig unbefriedigt und unbefriedigend. Deshalb wird niemand, wenn er nicht durch die Historie belehrt ist, an eine so königliche Selbstachtung und Überzeugtheit, der einzige beglückte Freier der Wahrheit zu sein, glauben mögen. Solche Menschen leben in ihrem eigenen Sonnensystem. Darin muß man sie aufsuchen. Auch ein Pythagoras, ein Empedokles behandelten sich selbst mit einer übermenschlichen Schätzung, ja mit fast religiöser Scheu; aber das Band des Mitleidens, an die große Überzeugung von der Seelenwanderung und der Einheit alles Lebendigen geknüpft, führte sie wieder zu den anderen Menschen zu deren Heil und Errettung hin. Von dem Gefühl der Einsamkeit aber, das den ephesischen Einsiedler des Artemis-Tempels durchdrang, kann man nur in der wildesten Gebirgsöde erstarrend etwas ahnen. Kein übermächtiges Gefühl mitleidiger Erregungen, kein Begehren, helfen, heilen und retten zu wollen, strömt von ihm aus. Er ist ein Gestirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodern nach innen gerichtet, blickt erstorben und eisig wie zum Scheine nun nach außen. Rings um ihn, unmittelbar an die Feste seines Stolzes, schlagen die Wellen des Wahns und der Verkehrtheit: mit Ekel wendet er sich davon ab. Aber auch die Menschen mit fühlender Brust weichen einer solchen wie aus Erz gegossenen Larve

aus; in einem abgelegenen Heiligtum, unter Götterbildern, neben kalter, ruhig-erhabener Architektur mag so ein Wesen begreiflicher erscheinen. Unter Menschen war Heraklit als Mensch unglaublich, und wenn er wohl gesehen wurde, wie er auf das Spiel lärmender Kinder achtgab, so hat er jedenfalls dabei bedacht, was nie ein Mensch bei solcher Gelegenheit bedacht hat: das Spiel des großen Weltenkindes Zeus. Er brauchte die Menschen nicht, auch nicht für seine Erkenntnisse; an allem, was man etwa von ihnen erfragen konnte und was die andern Weisen vor ihm zu erfragen bemüht gewesen waren, lag ihm nicht. Er sprach mit Geringschätzung von solchen fragenden, sammelnden, kurz „historischen“ Menschen. „Mich selbst suchte und erforschte ich“, sagte er von sich, mit einem Worte, durch das man das Erforschen eines Orakels bezeichnet: als ob er der wahre Erfüller und Vollender der Delphischen Satzung „Erkenne dich selbst“ sei und niemand sonst.

Was er aber aus diesem Orakel heraushörte, das hielt er für unsterbliche und ewig deutenswerte Weisheit von unbegrenzter Wirkung in die Ferne, nach dem Vorbild der prophetischen Reden der Sibylle. Es ist genug für die späteste Menschheit: mag sie es nur wie Orakelsprüche sich deuten lassen, was er wie der delphische Gott „weder aussagt, noch verbirgt“. Ob es gleich von ihm „ohne Lächeln, Putz und Salbenduft“, vielmehr wie mit „schäumendem Munde“ verkündet wird, es muß zu den tausenden Jahren der Zukunft dringen. Denn die Welt braucht ewig die Wahrheit, also braucht sie ewig Heraklit: obschon er ihrer nicht bedarf. Was geht ihn sein Ruhm an? Der Ruhm bei „immerfort fließenden Sterblichen“! wie er höhnisch ausruft. Sein Ruhm geht die Menschen etwas an, nicht ihn, die Unsterblichkeit der Menschheit braucht ihn, nicht er die Unsterblichkeit des Menschen Heraklit. Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Notwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geschaut werden: er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezogen. (Friedr. Nietzsche, Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, 1873.)

### EMPEDOKLES.

So schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordnen, des bildenden Menschencharakters und der bewußtloseren Natur gelöst, in den höchsten Extremen zu Einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unterscheidenden Form vereinigt. Dies war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unerkennlicher sie von ihr abstrahierten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte. Dies gab ihm seine Anmut, seine Furchtbarkeit, seine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schicksals bewegte, und Geister, die in der rätselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, näher ihrem eigenen

Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er mit dieser Seele ihre Sache zu seiner machte und, nachdem sie einmal in seiner Göttergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eigenen Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Charakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objektiveren und geschichtlichen, seinen Gang vorzeichnete, so daß die äußeren Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung zu bringen, was vielleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, trotz alles Widerstreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freiesten Stimmung und Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurückgingen. In seinem unabhängigen Verhältnis löst sich das Schicksal seiner Zeit im ersten und letzten Problem auf; so wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt und damit endet. (Friedrich Hölderlin, Philosophische Fragmente, 1798/1800.)

#### SOKRATES.

Das wahre Wesen der Sophistik und die tiefe Entwürdigung der Menschenatur durch ihre Lehre erkannte zur selbigen Zeit in Athen nur ein einziger Mann, Sokrates, des Sophroniskos Sohn.

In diesem Manne war ein tiefes Gemüt, eine kindliche Scheu und Achtung des Heiligen vereinigt mit einer seltenen Klarheit des Geistes und einer durch Wissenschaft gewonnenen Kraft des Verstandes. Des Glaubens voll, daß er von der Gottheit berufen sei, der Macht des Irrtums zu wehren und den Wahnglauben zu vernichten, hat er sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit und deren Verbreitung geweiht. Arm, von geringer Abkunft und lebend von seiner Hände Werk, trat er kühn dem herrschenden Verderben entgegen und hat noch im Tode für seine Überzeugung gekämpft. Daher sein ganzes Leben wie seine Lehre nur zu begreifen ist aus diesem Kampfe gegen das Böse, als dessen Quelle er die sophistische Denkweise erkannte. Wie er denn in seiner ganzen Erscheinung, in all seinem Wissen und Tun den vollkommensten Gegensatz bildet zu der Handlungsweise seiner Gegner.

Zogen jene prunkend und hoffärtig einher, Reichtum und Üppigkeit achtend als des Lebens höchstes Gut, so trat Sokrates auf, unscheinbar und demutsvoll, aber gerüstet mit dem Freimut, den ein edles Bewußtsein verleiht. Wenn jene von schnöder Habsucht getrieben nur für beträchtliche Summen lehrten und Ärmere von sich hinwegwiesen, pflegte Sokrates ohne alle Belohnung mit jedem Wißbegierigen zu verkehren: denn die Erforschung der Wahrheit war seines Lebens Freude und Lust und die Wissenschaft sein Gewinn. Die Sophisten, nur aufs Äußere hingewandt, mochten Fertigkeiten und Kenntnisse lehren, der Lehrlinge inneres geistiges Wesen blieb entweder ungebildet oder ward durch Unsittlichkeit befleckt. Sokrates hingegen, nach

eigener Aussage aller eigentlichen Gelehrsamkeit fremd, aber um so fester haltend an der Idee des Wissens und der Wissenschaft, trachtete in der Seele der Jünglinge jene Empfänglichkeit für Wahrheit und jenes Streben nach Selbsterkenntnis zu wecken, welches in Leben und Tat wirksam hervortritt und die feste Grundlage der Sittlichkeit wie der Wissenschaft ist. Sprachen die Sophisten Hohn den heiligsten Gefühlen der Menschheit, zerstörten sie den Glauben an ein ewiges Recht, an das Sittengesetz und an die Gottheit, so ward dagegen Sokrates' Leben recht eigentlich geleitet durch kindliche Ergebung in den göttlichen Willen, durch den frommen Glauben an eine höhere Schickung, durch die unerschütterliche Überzeugung von einer Gerechtigkeit, die waltet im Leben wie im Tode. Durch diese Kraft und Tiefe des Geistes, durch diese Erhebung der Seele, durch diese göttliche Schwärmerei hat Sokrates die edelsten Jünglinge und Männer um sich versammelt und in ihrem Geiste sich ein Denkmal gegründet, das nimmer vergeht. Und damit die Wahrheit der Lehre, so er verkündet, beurkundet würde für alle Zeiten, hat er für dieselbe freudig sein Leben geopfert. (Franz Dorotheus Gerlach, Historische Studien, 1841.)

#### SOKRATES UND PLATON.

Wirklich ist nur die sokratische Gestalt. Jagd auf Schein ist sein Dienst der Wirklichkeit, ihm gilt nur, was zu der Mitte schaut, die ihm der Delphische Gott bestimmt, und mag er auch als Denkender wirken, ist er doch Gründer der Wirklichkeit eines neuen Reiches.

Gewiß ist er Heraklit und Parmenides gegenüber karg und ungeschmückt, doch kann auf dem Tagsucher nicht der Glanz des Nachmittags ruhen. Seine magere Lehre ist der Ausdruck tieferen instinktiven Drängens; er aber darf der Herrschaft losgelöster Instinkte nicht den seinigen entgegensetzen — „nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuerung“. — Er muß in herber Selbstverhüllung und lächelnd über eigene Wünsche den harten Gang gedanklicher Zucht tun, wo jene blutvoll scheinen den Vorwurf blutleerer Betrachtung tragen, wo sie die Rede unheilig schmücken kahl einhergehen, und wo sie in kühnem Wurf triebhafter Vergeudung ausgeben in schwererer Verhaltung sparen: er, der am tiefsten vom Dämon getrieben, am unheimlichsten aus dunklen Gründen erstiegen. Wider die Anarchie der Instinkte nur stärkeren Instinkt zu setzen, hätte den in der Wüste zerfließenden Strom nur zu zeitlichem Überwallen, aber nicht in das alte fruchtbare Bett gezwungen; nur die strengere Begründung des Gesetzes, der sophistischen Bewegung an ihren logischen Ausläufern und Folgen sich entgegenstimmend, nur die Verhärtung der Rinde konnte den Ausbruch der Säfte zurückdrängen in das Mark. Es war die Not des Sokrates, nur als Denker zu wirken, und späteren Zeiten war es leicht, aus seiner Not eine niedrige Tugend zu machen, — — indem sie ihn fälschlich als griechischen Rationalisten schmähen. Sein Tod ist seine Lehre, das aber ist die ihm verehrte dorische Harmonie von Wort und Werk, „wenn Sprecher und Gesprochenes in Zucht und Fuge zusammen sind. Und ein solcher scheint mir vor allem ein Musenfreund zu sein,

der nicht Lyra- noch kindlich Spiel, sondern selbst sein eigen Leben in Worten und Werken zusammenklingend als schönste Fuge stimmt, wahrhaft dorisch und nicht ionisch, auch nicht phrygisch oder lydisch, sondern wie jene einzig hellenische Fuge.“ So ist zerspaltene Gestalt zu fügen, höchstes sokratisches Ziel, Kritik und Begriff nur Wegbereiter und auch diese heut so entarteten Mittel noch drängend vom Leben voll. — —

So ragt Sokrates in der Apologie in die vor Alter und Ruhm schimmernde Welt vor Troas hinein, wird Hüter gottmenschlicher Heirat und nennt sich selber Bruder des Achill; im Phädrus sprechen Pan und Nymphen aus dem Glanze seiner Stimme und machen ihn zum Kündler des Kosmischen, das der Jünger wiedergewann, und wenn Alkibiades, im Gastmahl den Eros als die Kraft des Kultes bedingend, Sokrates selbst zum Schutzherrn und Träger des Eros feiernd weiht, so ist der Ring des geistigen Reiches geschlossen, wo im mittleren Heiligtume die Gestalt des Sokrates ruht und der Eros von der Mitte zum Rande hin im Kultus gebändigt Bilder des neuen Maßes vermöge der schöpferischen Ideen erzeugt. Diese Erhöhung im verehrenden Dienste geschah auf den Wink der Götter, der um der weittragenden Schwere des Geschickes willen den Sokrates zum zündenden Kündler erkoren. Warum in allen Gesprächen die Glocke nur dieses einen Mundes tönt, warum Platon sich selbst verschweigt, ist nun erkennbar: nicht aus Bescheidenheit des Genius, wie die Flachen wähen, noch aus der „Verborgenheit“ dieser „Sphinxnatur“, dieses „Ungetüms von Stolz und Selbstherrlichkeit“, wie Nietzsche meint, — man möge nicht aus der Person die überpersönliche Not einer Weltlage und neuen Genesis bedeuteln, — nur weil Sokrates als Mitte zwischen Mensch und Gott dort ruht, wo das Unendliche stirbt, um im Endlichen zu leben, das Endliche stirbt, im Unendlichen zu sein, wo die heilige Schmelze des Herzens ist, das wieder die Erinnerung mahnte, „daß ihr von Göttern stammet“.

Wir spüren bang bei Paulus die auch in schwersten Ketten noch lauernde Verführung, sich an Christi Stelle zu setzen; aber der Gedanke, Platon hätte, den Sokrates beiseite schiebend, seine eigene Person zur Mitte machen können, ist zu fremd, als daß er in uns einginge, und doch ist hier das seltene Schauspiel, daß der Jünger den Meister in allen menschlichen Gaben, wenn auch nicht an göttlichem Geschick überragt. (Heinrich Friedemann, Platon, seine Gestalt, 1914.)

## SEELE UND LEIB BEI PLATON.

Platon hat, wozu den Orphikern die Leiblichkeit und den Christen der griechische Ursprung fehlte, die auffliehene selbstverzückte Seele dem Felde des Leibes wieder als erdgebundenen Keim eingesenkt und hat vermieden, daß der Schauer vor der Gottverwandtschaft der Seele in der einen erdflüchtigen himmelflehenden Gebärde erstarrte. Die Platonische Seele, — — ist nicht wie die christliche aus der Verneinung des Leibes groß geworden sondern aus der Bejahung der geistigen Schöpferkraft, steht nirgends in einem ursprünglichen und dauernden Gegensatze zum Leibe sondern höch-

stens in einem sekundären und kultlich momentanen und wird deshalb fähig, die wesentlichen Kräfte des Leibes in sich aufzunehmen und neu zu binden.

Wo man gleichwohl eine Verachtung des Leibes zu vernehmen glaubt, muß man bedenken, daß Platons Seele alle Kräfte des Leibes aufgenommen hat und als „Körper“ den nur der Materie unterworfenen rein passiven Stoff übrigließ; deshalb darf man den Platonischen nicht an dem altgriechischen Leibe abwägen, denn der Platonische Leib heißt Seele. Nicht erst im Timäus, wo die überpersönliche und das All umfangende Seele andere Herkunft hat, auch schon im Phädrus, Philebus und der Politeia umfängt die Platonische Seele als Mutter und Gefäß die ganze Macht der Leiblichkeit, Mut und Begierde mit Hunger und Durst, mit „Trieben, Begierden und der Herrschaft über alles Lebendige“, und sie erscheint als so enges Gefüge von Geist und Körper, daß sie, die doch im Wesen körperlos, vom beigesellten Körper in Wert und Haltung auf alle Zeit verändert werden kann. So begegnen die Bindungen der Seele zum Körper denen des Körpers zur Seele, und die kreuzenden Fäden weben ein unentwirrbar einheitliches Tuch. (Heinrich Friedemann, Platon, seine Gestalt, 1914.)

### SAPPHO, DIOTIMA UND SOKRATES.

Abgerissen von diesem religiösen Hintergrunde bleibt die Erscheinung der lesbischen Frauen ein unnahbares Rätsel — —, Erhebung aus den tieferen Stufen der Sinnlichkeit, Läuterung der physischen zu psychischer Schönheit ist auch hier das einzige Ziel. Auf Erziehung ihres Geschlechts ist Sapphos Bestreben gerichtet, daraus entstehen alle Freuden und Leiden ihrer durch Eros zu stets neuem Wirken und Schaffen, Ringen und Jagen begeisterten Seele. — — Mit ruheloser bebender Seele wirbt Sappho um die Gegenliebe der Mädchen ihres Volkes; sie, die größere, bemüht sich dienend um die geringern. Und nicht einer allein widmet sie ihre Sorge, zu allen treibt sie Eros; die Erhebung und Erziehung des ganzen Geschlechts ist ihre Aufgabe. Wo immer sie leibliche Schönheit findet, treibt sie Eros, auch die geistige zu erzeugen. Seine Tat sind ihre Lieder, seine Wirkung der Wahnsinn ihres Herzens, der Größeres wirkt als menschlich-nüchterne Besonnenheit. Der religiösen Natur dieser Erregung entspricht das Ziel, auf welches die Dichterin immer und immer wieder hinweist. Dem Ungeregelten, dem Anmutlosen selbst in der Kleidung und äußeren Erscheinung tritt sie entgegen; ihr ist die Schönheit nur eine, der Mittelpunkt ihrer ganzen Geisteswelt, der Ausgangspunkt jeder Veredelung. Aber über der leiblichen wird die geistige gepriesen und als letztes Ziel des Strebens hingestellt. — — Jeder die Harmonie orphischen Lebens störenden Leidenschaft tritt sie strafend entgegen, der züchtige Blick ist ihr Beweis der inneren Zucht der Seele, die sie als den höchsten Schmuck des Weibes preist. So von den niedern zu den höhern Erscheinungen aufsteigend, das Körperliche vergeistigend und das sinnliche Leben selbst zur Grundlage des psychischen erhebend, führt sie das Mädchen über die Grenzen des leiblichen Daseins hinaus, eröffnet

ihm den Blick in die Unsterblichkeit, die dem höhern Eros angehört, zeigt ihm unter dem Bilde des Goldes den bleibenden Wert jener Schönheit, die weder der Wurm noch der Rost zu zerstören vermag, und entflammt so in des Weibes Seele die Sehnsucht nach der Ewigkeit des Nachruhms, den ihr selbst die Musen, des Vaters goldenes Haus verlassend, durch das Geschenk ihrer Werke gesichert haben. Vor diesem Gedanken erscheint ihr kleinlich alles, was sie sonst wert hielt, und echt mädchenhaft — — anpries: Geschmeide, Reichtum, jeder Schmuck des äußeren süßen Daseins. Wie bejammert sie die reiche Frau, deren Seele, von keinem höhern Streben edel gehoben, ohne Anteil an den Rosen aus Pierien, unter den dunklen Schatten lautlos und vergessen dahinflattern wird. Am höchsten aber führt sie Eros empor, wenn er, ihre Seele beschwingend, sie über die Trauer des Todes hinweghebt. Dem höchsten Gedanken der orphischen Religion verleiht sie Ausdruck, wenn sie es für Sünde erklärt, in dem musendienenden Hause Klage anzustimmen über den Untergang, da doch des apollinischen Propheten erstorbenes Haupt von der Lyra getragen singend an ihrer Insel Gestade antrieb.

Möcht ich, solches Lied hörend, sterben, war Solons Wunsch. Wie weit sind hinter dieser Erhebung diejenigen zurückgeblieben, die in jenem Gedanken nichts als einen neuen Ausdruck des unzerstörbaren Hanges zu stets heiterem Lebensgenuß, den man als den hervorstechenden Zug der sapphischen Lyrik betrachtet, zu erkennen vermögen. So hat die Vernachlässigung der religiösen Idee, welche die lesbische Lyrik durchdringt, die Betrachtung um ihre schönste Frucht betrogen. In der richtigen Auffassung der höheren Mysterienidee, worauf sich auch Sapphos Gesang über Selenes Liebe zu Endymion bezieht, liegt der Schlüssel zu der Erklärung der merkwürdigsten Seite, welche die äolische Muse darbietet. Einerseits Wehmut, Klage, Schmerz über den steten Untergang alles Lebens, andererseits die Zuversicht der Unsterblichkeit, welche die Trauer verbannt, in welchem Gedanken findet dieser Widerspruch seine Lösung? Aber die orphische Religion bietet das gleiche Janusgesicht, auf dem einen Antlitz thronen Schmerz und Klage, auf dem andern frohe Zuversicht und Freudigkeit, beide geeint in dem Gedanken, daß über dem steten Untergang alles tellurischen Daseins die Ewigkeit des uranischen Lebens versöhnend wohnt. Je tränenreicher die Klage ertönt, um so mehr wird der Geist auf den höhern Teil der Lehre, die jenseitige Hoffnung, gerichtet. Nirgends tritt das völlige Entsprechen der orphischen und sapphischen Religionsanschauungen bestimmter hervor als hier. Wehmutsvoll ist der Ton der orphischen Lyra, ihr Klang ein Klagegesang. — — Den Tod bejammert sie als ein Unglück, wär' er keines, so stürben auch die Götter. Gellos Gier, der schöngefiederten Taube starrer Tod, die von den Hirten des Gebirgs niedergetretene Hyazinthe, Niobes Schicksal, an alles knüpft sich die wehmütige Erregung ihrer Seele, die gleich einer reizbaren Saite unter den Eindrücken der stets wechselnden Außenwelt erzittert. Der lesbischen Mädchen Melos wird zum Threnos, Sapphos Lyra nimmt in dem Reich der Schatten selbst den Zauber und die Kraft des orphischen Klagegesanges an und entwickelt im Threnos ihren höchsten Reiz. Den klagenden Melodien horchen die Unter-

irdischen, wie Orpheus' Lyra alles bezwingt. Bis in den Hades folgt Sapphos Liebe den Mädchen ihres Volks, denen sie die Lieder sang, deren schönste Entwicklung ihre ganze Seele fesselte. Daß so viele ihre Liebe durch keine Gegenliebe lohnten, so viele, die den Dienst der orphischen Musen verschmähten, nun verloren sein sollten, das ist es, was ihren Schmerz nicht zur Ruhe kommen läßt. Denn das orphische Geschlecht allein ist Proserpina lieb, und an des apollinischen Propheten Grab ertönt der Nachtigall Gesang mit doppeltem Zauber. Nichts vermag Hades über die, welche durch die Pflege des Eros und der Musen Orpheus nacheiferten; den unsterblichen Jungfrauen geeint wandeln sie tanzend einher. Das grobe Gewand des tellurischen Körpers wird in der Region der Gestirne durch ein feineres ersetzt, das Athene webt. Die Wechselbeziehung der Trauer und der höhern Mysterienhoffnung wiederholt sich in Erinna, die aus der Zahl der weniger berühmten Freundinnen Sapphos besonders hervortritt. Wenn sie in dem Epigramm auf Baucis' frühen Tod des Hades Gier und der spinnenden Parze unerbittliches Todesgesetz wehmütig beklagt, so besingt sie anderseits auch die Zikade. An die Zikade aber und die ihr so eng verknüpften Musen, Kalliope und Urania, knüpft sich die höchste Mysterienhoffnung, der Sieg, zu welchem die brechende Saite hindurchführt. Der orphische Charakter der sapphischen Muse begründet jene religiöse Weihe, welche die Alten der Dichterin beilegen. Wenn sie als zehnte den neun Schwestern angereiht und dadurch mit derselben Mysterienbedeutung umgeben wird, welche die Orphik jenen beilegt, wenn sie in gleichem Sinne vorzugsweise die Schöne, die Weise, bei Alcäus selbst die Heilige, anderwärts die Hehre, die Göttliche heißt, so tadelt Plutarch die Hersagung platonischer Dialoge, sapphischer und anakreontischer Gesänge bei Gelagen als eine Entweihung, bei welcher er jedesmal aus ehrfurchtsvoller Scheu den Trinkbecher wegzusetzen sich versucht fühle. Anakreon aber ist nach Maximus Tyrius' Bemerkung von derselben sittlichen Anlage wie Sappho, die eben darum trotz der Zeitverschiedenheit von Hermesianax zu jenem in Liebesbeziehung gesetzt wird. Auch er liebe alle Schönen, preise ihre körperlichen Reize, sehe aber stets nur auf Sophrosyne und rühme mit Recht von sich: mich mögen die Knaben lieben meiner weisen Sprüche wegen, Schönes singe ich, Schönes versteh' ich zu reden. Sprechender noch als alles dies ist die Art, wie Sokrates der lesbischen Dichterin gedenkt. Im Phädrus nennt er Sappho die Schöne an der Spitze derer, die sein volles Herz wie Ströme ein Gefäß erfüllt und ihm den Stoff zu seiner begeisterten Lobrede auf Eros geliefert hätten. Als Offenbarung jenes wunderbaren Weibes stellt er all' seine Kenntnis von dem höheren Wesen des orphischen Gottes dar, und mit dieser Auffassung stimmt der mystische Flug der Rede, in welcher er das erkundete Geheimnis mitteilt, nicht weniger die echt vestalische Würde, in der Sappho auf Bildwerken erscheint, vollkommen überein. Wie er aber hier in erster Linie der weisen Sappho gedenkt, so legt er im Gastmahl den höchsten, geheimnisreichsten Teil seiner Liebeslehre der Mantineerin Diotima in den Mund. Zu ihr wandelt er, um das ihm selbst Verschllossene zu erkunden. Vor ihrer höhern Weisheit beugt er sich wie vor einer begeisterten Pythia, ohne Scheu es bekennend, daß er nur mit Mühe in die Tiefen des



Mysteriums zu folgen vermöge. Beide Frauen tragen denselben Charakter, beiden leiht Sokrates dieselbe Erhabenheit, dieselbe Unmittelbarkeit der Erkenntnis, denselben priesterlich-wahrsagenden Charakter. Ganz religiöser Natur ist ihre Erscheinung und all ihr Wissen, mysteriös der Gott, dessen höchstes Wesen sie enthüllen, mysteriös der Flug ihrer Rede, mysteriös die Quelle ihrer Begeisterung. Die Erhabenheit des Weibes ist eine Folge seiner Stellung zu der Geheimlehre, wie wir diese früher schon entwickelt haben. Der Frau ist das Mysterium anvertraut, von ihr bewahrt, von ihr verwaltet, von ihr dem Manne mitgeteilt. In keinem Zuge tritt Sapphos Weihecharakter bestimmter hervor, als in dem Verhältnis, das sie gegenüber Sokrates einnimmt, und dieses ist nicht willkürliche spätere Auffassung, auch nicht eine durch des Weibes nähere Verwandtschaft mit Schönheit und Liebe nahegelegte Fiktion, sondern ein Anschluß an den historischen Charakter der Dichterin, eine Festhaltung des orphischen Wesens der lesbischen Lyrik und der orphischen Bedeutung des Mystagogen Eros selbst. — — Der lesbische Mythos von der Ankunft des singenden Orpheushauptes, seiner begeisterten Aufnahme und seinem Einfluß auf die Gestaltung der lesbischen Muse tritt mit dem Charakter, den Sokrates in Sappho erkennt, in unmittelbare Verbindung, und so ist auch die sokratische Entwicklung der Liebe die schönste Erläuterung jenes Eros, der Sapphos Seele begeisterte und all ihr Schaffen hervorrief. Die unbegreiflichsten Seiten, welche der Dichterin Erscheinung darbietet, werden durch Sokrates' Spekulation Schritt für Schritt dem Verständnis enthüllt. Es ist, als hätte der größte der Philosophen die begeistertste der Frauen zum Urtypus des von ihm entworfenen Bildes der Liebe, ihrer Natur und ihrer Wirkungen auserwählt. Alles, was Sokrates als die Kraft des die Seele beschwingenden Eros darstellt, hat Sappho an sich selbst persönlich erlebt. In philosophischer Entwicklung liegt dort vor, was wir hier in lebensvoller Wirklichkeit vor uns sehen. Nicht nur ist der Fortschritt von dem Sinnlichen zu dem Geistigen, von dem Leib zu der Seele, von den schönen Gestalten zu den schönen Sitten und Handlungsweisen, von dem Streben nach Zeugung in den Leibern zu der in den Seelen, mithin die orphische Grundidee von der stufenweisen Läuterung des Stoffes bei beiden dieselbe, nicht nur die Hinüberleitung der Liebe von ihrer Richtung auf das andere zu der Erziehung des eigenen Geschlechts hier und dort der Ausgang aller höheren Gesittung: überraschender noch sind die Parallelen, welche einzelne Züge und Schilderungen darbieten. Die glühende Werbung um die Liebe eines schönen Mädchens, welche den Inhalt der bei Dionysius vollständig erhaltenen sapphischen Ode bildet, jener Schmerz, den Atthis' Abtrünnigkeit erregt, wie könnte er schöner geschildert werden, als durch die Vergleichung mit dem Nachjagen und Fliehen, in welchem Sokrates den Kampf und die Prüfung der Liebe erblickt. Wahnsinn des Herzens nennt die Dichterin die Leidenschaft, welche sie zu ihren Genossinnen hinzieht, — — und eben diesen Wahnsinn schildert Sokrates als die dämonische Kraft der Liebe, die, wenn mit sterblicher Besonnenheit verdünnt, nur Sterbliches sparsam auszuteilen vermag. Klagt Sappho, sie treibe es hinaus vom Webstuhl, Liebe lasse ihr keine Ruhe, Sehnsucht jage sie hin zum schlanken Knaben, so bedient sich Sokrates der

Worte, weder des Nachts zu schlafen, noch bei Tage irgendwo auszudauern vermöge bei ihrem Wahnsinn die Liebe, sondern sehnsüchtig eile sie immer dahin, wo sie den, der die Schönheit besitzt, zu erblicken hoffe. Wie Sappho dem Alcaeus, den Scham zu reden hindert, vorwirft, daß wenn gut und schön das wäre, was er begehre, nichts ihn hindern könne, frei zu sprechen, so sagt Sokrates, es sei schöner, öffentlich lieben als verstohlen und zwar vorzüglich die Edelsten und Besten. Schildert jene Eros als das bittersüße Ungetüm, so hebt auch Sokrates die stete Verbindung von Schmerz und Wonne hervor und weist darauf hin, daß der Besitzer der Schönheit der einzige Arzt sei für die unerträglichen Schmerzen. Schildert Sappho die Wirkung des Anblicks der Schönheit als schmerzhaft Erregung, welche die Zunge festbannt, das Auge verdunkelt, mit kaltem Schweiß den Körper bedeckt, mit Zittern die Glieder schüttelt, nennt sie dabei den Genuß doch einen göttergleichen, so werden wir an Sokrates' Worte erinnert, in welchen er, um die Empfindungen eines in die höhere Schönheit Eingeweihten darzustellen, erst von Schauer und Ängsten, dann von Fieber, Schweiß und ungewohnter Hitze spricht. Und wenn ferner von Eros ausgesagt wird, immer wandle er umher, das Schöne zu suchen, worin er erzeugen könne: habe er es gefunden, dann unternehme er sogleich zu unterweisen und besitze eine Fülle der Rede über Tugend, wenn weiter die Tonkunst als Wissenschaft der Liebe, diese als Schöpfer der Dichter, die Begeisterung für Einen als geringfügig und nur die allem Schönen dargebrachte Huldigung als würdige Liebe dargestellt, von der innern Einheit des in der Idee Schönen, von der höhern Göttlichkeit des Liebhabers als des Geliebten, weil nur in jenem der Gott wohne, und wieder von dem Dienen des Größern und dessen Ringen um die Gegenliebe des Geringern gesprochen wird: so scheint unter der Hand des großen Künstlers Sapphos Bild immer kenntlicher aus dem zuvor rohen Marmor hervorzutreten. Welch ein Schauspiel, zwei der schönsten Gestalten des Altertums in solcher Verbindung zu erblicken, derselbe Eros beflügelt Sappho und Sokrates, ist für sie kein bloßer Name, sondern lebendig wirkende Gottheitskraft, der Bildner ihrer Seele, wie er als der größte Wohltäter für das Staats- und Privatleben gepriesen und in dieser lebendigen Wirksamkeit angerufen wird. Beide erkennen in ihm den einzigen Urheber aller Erhebung der Seelen; seinem Triebe folgend widmen sich beide der Erziehung ihres Geschlechts, dem Werke der Zeugung in dem Schönen, das für sie Ausgangspunkt jeder sittlichen Größe wird. Seinem Fluge folgend gelangen beide zu jener Region, wo nicht die Erscheinung, sondern das Wesen der Schönheit wohnt, denn Eros ist seiner Natur nach der Unsterblichkeit verwandt. (Joh. Jak. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861.)

### DIE PLATONISCHE AKADEMIE.

Die Schöpfung der Wissenschaft des griechischen nicht nur sondern überhaupt des klassischen Altertums, ist das Werk von nur zwei oder, um dem äußeren Anschein zulieb das äußerste zuzugeben, von drei Generationen: des Platon, des Aristoteles und der unmittelbaren Schüler des letzteren. Wenn man erwägt, daß seit dieser Epoche außer der Medizin nur die eigentlich

exakten Wissenschaften, Mathematik, Astronomie und Mechanik, und von sämtlichen Geisteswissenschaften nur die Grammatik eine höhere Ausbildung erfahren haben, und daß für alle übrigen Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften Aristoteles und seine nächsten Jünger durch das gesamte Altertum bis in die neue, zum Teil sogar die neueste Zeit auf einsamer Höhe nicht unerreicht allein, sondern vielfach auch unverstanden, unfaßbar dastehen, so wächst die Leistung jener kurzen Spanne Zeit in das Übermenschliche, Unglaubliche. Kein Blatt der Geschichte meldet von einem zweiten vergleichbaren Vorgang. Ihn sich zu klarerer Vorstellung zu bringen, muß für jeden, der für die Entwicklung des menschlichen Geistes regen und offenen Sinn besitzt, ein Bedürfnis sein. In der Tat ist die Werkstätte jener Meister nicht ganz verschüttet, wir vermögen noch gerade so viel zu erspähen, als ausreicht, um das Unfaßbare faßlich zu machen.

Von seinen Reisen, die ihn an die verschiedenen Stätten wissenschaftlicher Bildung, zuletzt nach Unteritalien zu den Pythagoräern hingeführt hatten, war Platon um die Zeit des Antalkidischen Friedensschlusses (387) heimgekehrt, ein Vierzigjähriger, gereift zum selbständigen Denker, voll von Gedanken und Aufgaben. Der Schiffbruch, den sein Traum, mit Hilfe eines der Gewaltigen dieser Erde die Forderungen der Ethik und Philosophie ins Leben zu übersetzen, soeben gefunden hatte, konnte für ihn nur ein Antrieb mehr sein, das Ziel auf dem naturgemäßen Umwege, durch Erweckung der heranwachsenden Jugend zu verfolgen. Von der Macht der mündlichen Lehre, die vom Herzen zum Herzen dringt und in der empfänglichen Jugend den unsterblichen Funken zu heiligem Feuer entfacht, hat niemand eine so hohe Vorstellung gehabt als Platon. Seine Lehre sollte die Mitte halten zwischen dem ungebundenen Aufklärungsdrange des Sokrates und zwischen den nur gegen Bezahlung sich öffnenden Schulen der Sophisten und aller derer, die sich an dies Muster hielten, der Rhetoren und der Philosophen wie Antisthenes. Der Ort dieser Tätigkeit war zunächst das Heiligtum des in die attische Helensage verflochtenen Heros Hekademos, die Akademeia, etwa sechs Stadien vom Dipylon entfernt im äußeren Kerameikos am Kephisos gelegen; noch heute haftet der Name Akadhimia an der Gemarkung wie ehemals. Das darin von Kimon angelegte, wenigstens mit Parkanlage und Wasserleitung versehene Gymnasium empfahl sich dem Sokratiker als Sammelplatz der Epheben; die herrlichen Platanen, die erst den Äxten der sullanischen Soldaten erlagen, luden zu Gesprächen im Wandeln ein. Seit alters wurde dort Athena, der die ganze Anlage geheiligt war, nebst den Schutzgöttern der unweit angesiedelten Tonarbeiter, Hephaistos und Prometheus, verehrt. Aber so nahe es auch liegen mochte, die genannten zu Schutzgöttern geistigen Schaffens zu erheben: waren doch ihre Namen und Begriffe es nicht, an welche Platon anknüpfte. Vor dem Eingang standen Bild und Altar des Eros, die in der Zeit des Peisistratos von Charmos, dem Schwiegervater des Hippias, geweiht waren. Diesem Eros hat Platon die inbrünstigsten Huldigungen dargebracht, indem er den Begriff des Gottes zu der dämonischen Kraft erweiterte, die den Menschen über sich selbst hinaushebt und das Streben nach dem Unsterblichen und Ewigen erregt. Wie eine Vorahnung klingt es, wenn Euripides den Chor der

431 aufgeführten Medea zur Aphrodite am Kephissos beten läßt, sie möge „als der Weisheit Besitzer die Liebesgötter senden, jeder Tüchtigkeit Förderer“. (Herm. Usener, Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, 1884.)

### PLATO UND ARISTOTELES.

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu tun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit teilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten, wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen und nicht etwa in kurzen, lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken, wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrigblieben und immerfort mehr oder weniger studiert und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genötigt war, sich einem oder dem andern hinzugeben, einen oder den andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen. (Joh. Wolfgang Goethe, Geschichte der Farbenlehre, 1810.)

### POSEIDONIOS.

Poseidonios ist vielleicht der größte Augendenker der Antike. Ob er die Possierlichkeit der Affen beschreibt, die er in einem Walde an der libyschen Küste sah, wohin ein Sturm ihn auf der Rückreise von Gades verschlagen hatte („Ich sah in Meeresnähe ein Gehölz dieser Tiere voll; die einen in den Bäumen, die anderen auf der Erde; einige hielten ihre Jungen und gaben ihnen die Brust; und ich mußte lachen, als ich auch hängebrüstige und kahlköpfige und kropfhälsige unter ihnen sah und andere Gebrechen mehr“), oder die Tracht der Kelten; oder den Aufzug des Athenion, dieses Hohns auf einen

Staatsmann wie auf einen Philosophen: es ist überall dieselbe Augenfreudigkeit, dieselbe Lust an sinnlich Wahrgenommenem, am Bunten, Mannigfaltigen, dieselbe Lebhaftigkeit in der Ergreifung des Details, die auch hervorbricht, wenn der Philosoph zum Beispiel um die Selbsterhaltungskraft des Kosmos zu versinnlichen, die Himmelsphären oder menschliche Verdauung, Meerfrösche oder den merkwürdigen Vogel Platalea vorführt. Sprachen, Töne, Trachten, Sitten, Körper, Tiere, Pflanzen, alle Seltsamkeiten der Gewässer und der Länder breiten bunt sich aus, doch sie zersplittern und zerschäumen nicht, die Kräfte, die in ihnen wirken, schießen bündelweis zusammen, um sich in dem prismatischen Brechungspunkt zu sammeln, der die Vereinigung der Einzelkräfte mit der Urkraft ist.

Aber wie alle Kräfte der Persönlichkeit, bleibt auch die Augenhaftigkeit seines Erlebnisses nicht auf Ein Reich beschränkt: Verbildlichung, Veranschaulichung ist universaler Trieb in ihm, überall hinzuckende Leidenschaft, die sein Verhältnis zu den letzten Fragen ebenso wie sein Verhältnis zu den Einzelwissenschaften bestimmt, die den Philosophen gleichermaßen zum Weltreisenden und den Weltreisenden zum Philosophen macht, und die dem Schriftsteller den Griffel führt, mag er Geschichte schreiben oder Philosophie. Anschauung ist ihm alles. Selbst die geometrischen Methoden, angewandt um Größe und Geschwindigkeit der Sonne zu errechnen, sind nichts weniger als Wissenschaft in dem Sinne eines Hipparch oder dem unseren, sondern auch nur Hilfsmittel der Einbildung, Anhalte für das Auge, daß es sich, geleitet durch die Anschauung stets wachsender Entfernungen, in der Unendlichkeit des Alls zurechtfinde. Dasselbe Bedürfnis der Verbildlichung macht ihn zuletzt zum Techniker; er konstruiert ein drehbares Uranalogium, welches Cicero bei seinem rhodischen Aufenthalt sieht und bewundert. Peripherischen Wirkungen desselben Triebs entspringen Hypothesen über den Ursprung technischer Errungenschaften oder Schriften über Geometrie und Kriegskunst.

Die große Welt, in ein System gebracht, genügt dem welterklärenden Drange nicht, auch der Mikrokosmos muß sich fügen. Für die Erkenntnis der philosophierenden Triebe ist die Analyse der Verbindungen und Ketten, durch die Makrokosmos und Mikrokosmos aneinander hängen, lehrreich wie kaum etwas. Die Methode, die Begriffe, der Erklärungsnetze, das System der Kräfte, statt der stoisch-orthodoxen Frage nach den Prädikaten, Inhalten, Verstofflichungen der Vernunft die Frage nach der bewirkenden Ursache — bei Poseidonios gleicht in all dem das System der kleinen Welt der großen Welt vollkommen. Aber es tritt hier noch eins hinzu, ersetzend, was dort die Wahrnehmung des äußeren Sinnes leistet: ein gesteigertes Gefühl der eigenen körperlichen Kräfte und Säfte, gleichsam eine innere Anschauung, die alles Sittliche in leiblichen Prozessen, alles Leibliche in sittlichen Zusammenhängen geistig lebhaft fühlt und wahrnimmt. — —

Als Philosoph wird Poseidonios endlich zum Politiker. Er hat sich nicht umsonst die Stätte seiner bürgerlichen Existenz in freier Wahl ersehen. Im aristokratischen Rhodos findet der Syrer seine Heimat. Wenn er die Prytanie, das höchste Amt der Stadt, bekleidet, wenn er in Gesandtschaften nach Rom geht,

so liegt darin mehr als eine Ehrung, mehr als ein politisches Manöver mit dem Ruhme eines Philosophen: wie notwendig, wie bedingt durch seinen Universalismus, wie gefordert durch die systematischen Zusammenhänge seines Geistes ihm die Verbindung zwischen Philosoph und Staatsmann, Theoretiker und Praktiker war, zeigen noch in ihren Fragmenten seine Historien, die nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Lehrwerk allergrößten Stils waren. Daß aus schlechter Philosophie und schlechter Lebensführung schlechte Politik komme und umgekehrt, daß die Geschichte selber letzten Endes, im Hinblick auf ihr Menschliches, Moral, im Hinblick auf ihr Schicksalhaftes, Vorsehung und Zeus sei: aus seinen historischen Fragmenten und zumal aus der Athenion-episode redet diese Lehre eine deutliche, fast schrille Sprache. — —

Staatsmann, Denker, Forscher, Erzieher, Deuter aller Dinge, Interpret der Seele und der Götter, der Natur und der Geschichte, Philosoph des höchsten Anspruchs, mit dem Ehrgeiz zur vollkommensten Verkörperung der Menschheit zu gehören, dabei in Tat und Bewußtsein Erbe, Glied aus jener Reihe, deren Ahn er in Pythagoras verehrt, universaler Geist, in dem zum letzten Male eine, soweit erkennbar griechische, wenn auch gedrungene Mystik mit der spröden Klarheit griechischen Kausalsinns, dumpfer Opfer-, Seelen- und Orakelglaube mit dem hellsten griechischen Erkenntnisdrang gemischt, ein weltumspannendes System auskristallisierten, hat der Mensch, der alles das in sich vereinigte, in einem Lehrgebäude aufgehen können, ohne, um den Bau zu krönen, sich ein ideales Ebenbild zu schaffen, einen Träger und Verwirklicher seiner Gedanken? Poseidonios redet wohl auch allgemein, zumal in seinen Widerlegungen, vom „Weisen“, aber mehr in Anbequemung an die orthodoxe Terminologie, als weil ihm das ein Ausdruck wäre. Doch sein eigenes Ideal, prophetisch vorverkündend, erblickt er in den Weisen einer Urzeit, da der Mensch, göttlich gezeugt, noch jung auf Erden, die Mitgift seiner überirdischen Kräfte rein und ungespalten in sich trug, als noch die Weisen Könige und die Könige Weise waren, als der Philosoph, Politiker, Künstler, Forscher, Erfinder, Erzieher, Priester, Arzt, Prophet als universaler Geist in Einzelnen vereinigt über die Erde schritten, große, segnende Gestalten, ein Geschlecht, als dessen später Nachfahr Pythagoras in die geschichtlich helle Zeit reicht, dessen Abglanz noch auf Demokrit und Platon ruht. Der Kulturhistoriker und Ethnograph, je eifriger er gerade hier nach Daten und Belegen sucht, wird nur um so unverkennbarer zum Schwärmer. Welche Ausblicke eröffnet ihm nicht die Bekanntschaft mit den keltischen Druiden! Welche Bestätigungen! Die Großen der Vorzeit leisten ihm, was späteren Zeiten die Antike leistet: Geist von einem starken Bildnerwillen, in der Gegenwart vereinsamt, taucht er in die Vergangenheit, die Ahnen zu finden, die er verehrt. (Karl Reinhardt, Poseidonios, 1921.)